

Österreichische Geschichte, Teil 1:

Österreich von der Römerzeit bis zum Spätmittelalter

PHDL, Wintersemester2004/05

Univ.Ass. Mag. Dr. Christian ROHR, christian.rohr@sbg.ac.at

Diese Vorlesung soll die Geschichte des heutigen Österreich vom Beginn der Römerherrschaft (15 v. Chr.) bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts im Überblick darstellen und wird in späteren Semestern weitergeführt.

Zusammenfassung: Das Gebiet des heutigen Österreich in der Römerzeit

Im Jahr 15 v. Chr. stießen Tiberius und Drusus, die beiden Adoptivöhne des Augustus, in einer groß angelegten Aktion zangenförmig in den Alpenraum vor, d. h. sowohl von der pannonischen Tiefebene als auch von den Westalpen her. Vor allem das Gebiet des keltischen Königreiches Noricum, das grob gesprochen die heutigen Bundesländer Oberösterreich, Salzburg, Steiermark und Kärnten umfasste, wurde dabei weitgehend friedlich unterworfen; nur die Ambisonten im Pinzgau (oberes Salzachtal im heutigen Bundesland Salzburg) dürften Widerstand geleistet haben. Dies wird aus einer Analyse des so genannten Tropaeum Alpium (Alpen-Siegesdenkmal) deutlich, das bis heute in La Turbie nahe Monaco erhalten geblieben ist. Dort sind alle Völker aufgelistet, die 15 v. Chr. besiegt wurden – und alle keltischen Gruppen im Gebiet des heutigen Österreich fehlen dort, mit Ausnahme der Ambisonten.

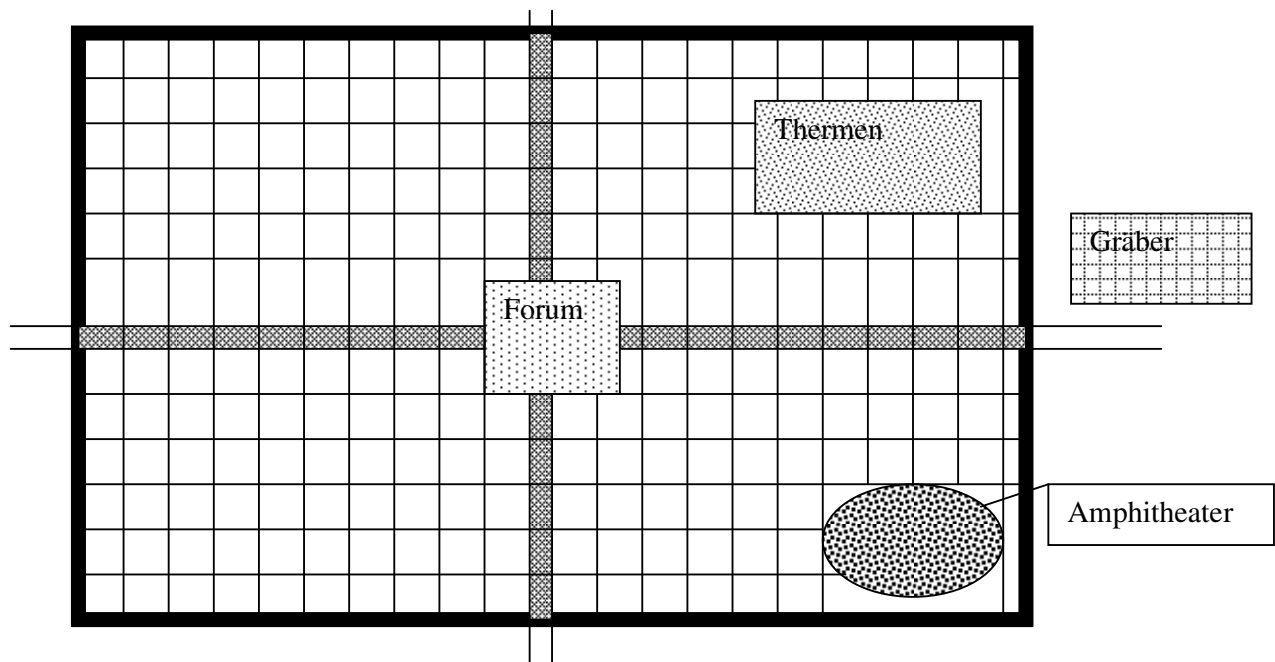
Tatsächlich war das durch Eisen und Salz reiche Königreich Noricum schon seit langem in einem engen Handelskontakt mit Rom gestanden. Eisen aus Noricum, das vor allem am steirischen Erzberg sowie im Bereich von Hüttenberg/Kärnten abgebaut wurde, galt als sprichwörtliches Qualitätsprodukt. Die Häuser auf dem Magdalensberg nördlich von Klagenfurt, der Hauptstadt des Königreiches Noricum, waren zum Teil mit Wandmalereien in römischem Stil ausgeschmückt – noch bevor die Römer über Noricum herrschten. Der wirtschaftlichen Angliederung an den „Wirtschaftsraum Römerreich“ folgte somit auch die politische.

Zunächst war der Ostalpenraum freilich von geringerer strategischer Bedeutung; er blieb allein militärisch besetzt. Es dauerte bis zur Regierungszeit des Kaisers Claudius (41-54 n. Chr.), dass eine römische Provinzialverwaltung eingerichtet wurde, und zwar unter einem gewesenen Prätor (das zweithöchste Amt im Römerreich, die „obersten Richter“), später unter einem aus dem römischen Ritterstand stammenden Prokurator. Dies bedeutete, dass man nach

wie vor nicht gedachte, größere reguläre Truppenverbände (Legionen) in diese Gebiete zu verlegen.

Das Gebiet des heutigen Österreich umfasste die römischen Provinzen Rätien (Tirol, Vorarlberg), Noricum (Oberösterreich südlich der Donau, Salzburg, Steiermark, Kärnten, westliches Niederösterreich südlich der Donau) und Pannonien (östliches Niederösterreich südlich der Donau, Burgenland). Das Gebiet nördlich der Donau gehörte nicht mehr dem Römerreich an. Die Provinz Noricum wurde unter Kaiser Caracalla (211-217 n. Chr.) in Ufernoricum (nördlicher Teil, Hauptstadt Ovilavis-Wels) und Binnennoricum (südlicher Teil, Hauptstadt Virunum-Maria Saal nördlich von Klagenfurt) geteilt.

Es gehörte zu den wichtigsten Aufgaben bei der Verwaltung der römischen Provinzen, die Vorzüge der römischen Kultur auch den unterworfenen Völkern zuteil werden zu lassen. In allen Provinzen des Römerreiches wurden daher kleinere und größere Städte angelegt, die durch ein gutes Straßennetz verbunden waren. In jeder größeren Stadt befand sich ein öffentliches Bad (Thermen), häufig auch ein Amphitheater. Die Häuser in den Städten waren oft mit Fußbodenheizungen ausgestattet.



Die Anlage einer Römerstadt folgte immer genauen Regeln: die Straßen und Häuserblocks waren wie in modernen amerikanischen Städten schachbrettartig angelegt; im Zentrum kreuzten sich die beiden Hauptachsen am Forum, das dem Forum Romanum in Rom mitsamt seinem Tempel für die römischen Hauptgötter nachgebildet war. Gräber durften ausnahmslos nicht in der Stadt angelegt werden; sie befanden sich außerhalb der Stadtmauern entlang der großen Ausfallsstraßen. Wenn eine Stadt zur Gänze mit Menschen besiedelt war, wurde sie

nicht erweitert (abgesehen von ungeplantem Wildwuchs), sondern man errichtete in einiger Distanz eine neue Stadt.

Die wichtigsten Römerstädte in Österreich waren Brigantium-Bregenz, Iuvavum-Salzburg, Aguntum (bei Lienz), Teurnia (bei Spittal an der Drau), Virunum-Maria Saal (nördlich von Klagenfurt), Flavia Solva-Wagna (bei Leibnitz in der Südsteiermark), Ovilavis-Wels, Cetium-St. Pölten, Vindobona-Wien und Carnuntum (zwischen Petronell und Bad Deutsch-Altenburg, östliches Niederösterreich).

An der Nordgrenze des Reiches an der Donau wurde die Grenze befestigt (Limes). In regelmäßigen Abständen wurden Legionslager (z. B. Lauriacum-Lorch/Enns, Carnuntum) und Kastelle (kleinere Militärlager, z. B. Lentia-Linz) und Wachttürme errichtet; eine kleine Donauflotte patrouillierte am Fluss selbst.

Durch intensiven Handel gelangten Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände in alle Teile des Römerreichs. Die Annehmlichkeiten einer städtischen Kultur beschleunigten die Romanisierung, d. h. die Übernahme der römischen Kultur und der lateinischen Sprache in den Provinzen. Noch heute werden in vielen Teilen des Römerreiches Sprachen gesprochen, die sich vom Lateinischen ableiten (romanische Sprachen), nicht nur in West- und Südeuropa, sondern sogar in Rumänien. Bis heute erinnern zahlreiche Orts- und Flurnamen an die Römerzeit, wenn auch die römischen Bezeichnungen im Laufe der Zeit ziemlich stark verballhornt wurden. So gibt es bis heute in der Nähe von Salzburg eine Ortschaft namens Muntigl, die sich von lateinisch *monticulus* (kleiner Berg) herleitet.

Die Umgestaltung des Römerreichs in der Spätantike

Der letzte wichtige Adoptivkaiser, Mark Aurel (161-180 n. Chr.) hatte mit den Einfällen der Markomannen und Quaden aus dem Gebiet des heutigen Böhmen und des Mühl- und Waldviertels schwer zu kämpfen. Diese drangen sogar bis an die obere Adria vor und profitierten zudem von dem Umstand, dass im römischen Heer eine schreckliche Seuche (die Ruhr?) ausgebrochen war. In Jahre langen Kriegen, die fast seine gesamte Regierungszeit umfassten, eroberte Mark Aurel die Gebiete des heutigen Österreich südlich der Donau zurück, baute die Grenzbefestigungen (Limes) entlang der Donau aus und stieß sogar für kurze Zeit in Gebiete nördlich der Donau vor. Der Limes an der Donau war bis zu den Markomannenkriegen nur sehr wenig ausgebaut. Allein in Carnuntum fand sich bis dahin ein Legionslager auf heute österreichischem Gebiet. Ende des 2. Jh. n. Chr. wurde zunächst in Albing (bei St. Valentin) ein Legionslager errichtet, das aber schon bald wieder aufgegeben wurde, vermutlich auf-

grund der häufigen Schäden durch Überschwemmungen. So entstand schließlich Lauriacum (Lorch) als zweites großes Legionslager neben Carnuntum. Die Siedlung Lauriacum, die sich um das Legionslager entwickelte, dürfte aber nie den offiziellen Status einer Stadt erlangt haben.

Bei den Kämpfen Mark Aurels gegen die Quaden im niederösterreichischen Weinviertel soll sich auch das berühmte Regenwunder ereignet haben, das früheste unabhängige Zeugnis für das Christentum im Gebiet des heutigen Österreich: Nach dem Bericht des Historikers Cassius Dio und anderer Quellen seien die römischen Truppen im Jahr 172 in arge Bedrängnis gekommen. Aufgrund der Gebete der Christen unter den römischen Soldaten sollen starke Regengüsse eingetreten sein, die das Heer der Quaden zerstreuten und den Römern Rettung brachten.

Unter Mark Aurels Nachfolgern hingegen kam das Römerreich nicht mehr zur Ruhe, nicht zuletzt, weil die meisten in höchstem Maße entweder unfähig oder selbstüchtig waren (oder beides zugleich). In den Jahren 193-284 regierten nicht weniger als 39 Kaiser und Gegenkaiser, die zumeist von den Soldaten wichtiger Legionen zum Kaiser ausgerufen wurden. Diese Epoche wird daher auch als die Zeit der Soldatenkaiser bezeichnet. Somit gab es häufig mehrere Kaiser im Reich, die sich gegenseitig bekämpften.

Die inneren Kriege verschlangen riesige Kosten, für die die Soldatenkaiser immer neue Geldquellen suchten. Der Kaiser Septimius Severus (193-211) etwa verstaatlichte die gesamten landwirtschaftlichen Großbetriebe (Latifundien) in Spanien. Der bis dahin rege Handel mit Wein, Getreide, Olivenöl, etc. von Spanien in alle Teile des Römerreiches brach schlagartig ab, weil die Wirtschaftsführung unter den Soldatenkaisern offenbar kurzsichtig war und nur auf die Finanzierung der eigenen Kriegsführung ausgerichtet war. Solche Entwicklungen betrafen durchaus auch die Provinzen im Gebiet des heutigen Österreich. So hat man in Brigantium-Bregenz zahlreiche Amphoren für Oliven(öl) aus Spanien gefunden, die aufgrund der Aufschriften genau bestimmten Latifundien in Spanien zugeordnet werden können und alle aus der Zeit bis zur Regierung des Septimius Severus stammen. Aus der Zeit danach fehlen solche Funde völlig.

Mit den notwendigen Reformen, die nach fast 100 Jahren des Chaos von Kaiser Diokletian (284-305) durchgeführt wurden, wird zumeist der Beginn einer Zeit angesetzt, die als Spätantike bezeichnet wird. Diese unterscheidet sich sowohl verfassungsgeschichtlich (Reichsteilung) als auch geistesgeschichtlich (Aufstieg des Christentums) von den Zeiten davor.

Diokletian sah, dass das Römerreich in der bisherigen Form und Größe nicht mehr regierbar war. Er teilte es auf zwei Oberkaiser (Augusti) und zwei Unterkaiser (Caesares) auf, sodass

erstmalig praktisch eine Teilung des Reiches in ein Westreich und in ein Ostreich entstand. Diese vier Kaiser (Tetrarchen) teilten sich die Macht auf, wobei die Unterkaiser die Nachfolger der Oberkaiser sein sollten. Dieses System wurde in den nächsten 100 Jahren mehrmals abgewandelt, bis es im Jahr 395 unter Kaiser Theodosius zur endgültigen Teilung in ein lateinischsprachiges Westreich und in ein weitgehend griechischsprachiges Ostreich kam. Beide Reiche waren weitgehend voneinander unabhängig und unterstanden jeweils einem Kaiser.

Seit Diokletian bekamen die Kaiser auch gesetzlich deutlich mehr Macht. Das gemäßigte Kaisertum wurde durch das so genannte Dominat abgelöst. Dieser Name wird von der offiziellen Anrede für Diokletian, *dominus et deus* (= Herr und Gott) abgeleitet. Zuvor hatten sich die Kaiser als *princeps inter pares* (= der erste unter Gleichen) titulieren lassen und offiziell alle römischen Staatsämter beibehalten, auch wenn sie im Staat natürlich alle Fäden in der Hand hatten. Allerdings hielt sich nach Diokletian die Gleichsetzung des Kaisers mit einem Gott nicht lange, weil sich das Christentum immer mehr durchsetzte.

Der Name Diokletian ist auch untrennbar mit den schwersten Christenverfolgungen im gesamten Römerreich verbunden. Gerade das Christentum mit seinem Eingottglauben lehnte natürlich die göttliche Verehrung des Kaisers entschieden ab. In früheren Jahrhunderten waren zwar zahlreiche Kaiser ebenfalls zu Göttern erhoben worden, allerdings stets erst nach deren Tod; den Kult eines verstorbenen Kaisers konnte man offensichtlich weit besser ignorieren.

Der wichtigste Märtyrer im österreichischen Raum ist zweifellos der Heilige Florian. Er fungierte unter Kaiser Diokletian als Vorsteher in der Kanzlei des Statthalters Aquilinus in der Provinz Ufernoricum (*Noricum Ripense*). Durch sein Bekenntnis zum Christentum verlor er hingegen seine Stellung. Er musste den Ort verlassen, an dem seine Familie und seine Freunde lebten – wohl Lauriacum oder Ovilavis, die damalige zivile Hauptstadt von Ufernoricum. Von seinem Exil in Cetium-St. Pölten aus blieb er freilich im Sinne des Christentums aktiv und engagierte sich für etwa 40 Mitchristen, die in Lauriacum in einem Schauprozess gemartert wurden. Er wurde daraufhin selbst gefangen genommen, gemartert und schließlich zum Tod verurteilt. Am 4. Mai des Jahres 304 wurde er mit einem Mühlstein um den Hals in den Fluss Enns gestürzt.

Im Mittelalter wurde die *Passio* (die Leidengeschichte) um die Auffindung und Bestattung der Gebeine ergänzt. Demnach soll eine fromme Christin die Gebeine Florians auf einem Wagen zur Bestattung weggeführt haben. An der Stelle des späteren Klosters St. Florian blieben die Zugtiere stehen und bewegten sich nicht mehr von der Stelle, um den Begräbnisort für Florian anzuzeigen.

Für die historische Forschung stellt der Heilige Florian freilich ein mitunter fast unlösbares Problem dar. Seine *Passio* liegt nämlich in mehreren Fassungen vor, die aber alle erst aus dem 8./9. Jahrhundert stammen, also fast 500 Jahre nach seinem Tod. Zusammenfassend lassen sich folgende Fakten feststellen: Im 8. Jahrhundert entstand im südostdeutsches-österreichischen Raum ein Florianskult, eventuell im Zusammenhang mit der baiuwarischen Erschließung des heutigen Oberösterreich nach den Kämpfen mit den Awaren am Beginn des 8. Jahrhunderts. Dieser Kult baute auf einer lokal vielleicht sogar kontinuierlichen oder wieder aufgenommenen Verehrung der Floriansreliquien auf. Die *Passio* hingegen wurde auf der Basis anderer *Passiones* zu den Christenverfolgungen unter Diokletian um die Mitte des 8. Jahrhunderts verfasst und im 9. Jahrhundert nochmals exzerpiert. Damit gelangten viele Elemente in die Lebensbeschreibung Florians, die wohl kaum mit seinem Leben tatsächlich zu tun haben als vielmehr zum „Standard-Repertoire“ aller Martyrer aus der Zeit Diokletians gehören.

Der heilige Florian wurde im Mittelalter zunächst als Soldatenheiliger verehrt und dargestellt, wie eine Miniatur aus dem so genannten Marbach-Missale von etwa 1306/1310 zeigt (siehe OHF). Noch Albrecht Dürer stellte in einem Holzschnitt zu den Heiligen Österreichs Florian als Soldaten dar (siehe OHF): der „Ritter“ Florian zwischen dem Bischof Maximilian und dem Mönch Severin – alle drei eng verbunden mit der römischen Stadt Lauriacum. Erst ab dem 15. Jahrhundert wurde er zum Patron der Feuerwehrlente und fungiert daher seitdem auch als Schutzheiliger gegen Brände. (siehe OHF, die Holzstatue aus der Renaissancezeit kann als typisch dafür gelten, was im süddeutsch-österreichischen Raum als Floriansbild weit verbreitet ist: Florian mit einem Wassergefäß beim Löschen eines Brandes).

Diokletian selbst hatte gerade gegen Ende seines Lebens eine enge Verbindung zur Stadt Carnuntum aufgebaut. Hier verfügte er seine Entscheidungen zur Teilung des Reichs, hier zeichnete er für ein umfassendes Bauprogramm verantwortlich, an das heute noch das so genannte Heidentor erinnert. Schließlich legte Diokletian im Jahr 305, schon vor seinem Tod, seine Kaiserwürde zurück und zog sich ins Privatleben zurück.

Einer der Nachfolger Diokletians, Kaiser Konstantin (305/312-337), setzte sich gegen seine Mitkaiser durch, indem er seinen wichtigsten Widersacher Maxentius im Jahr 312 bei der Milvischen Brücke vor den Toren Roms entscheidend schlug. In seinem Heer fanden sich auch zahlreiche Christen, deren Einfluss nicht zu unterschätzen war, obwohl das Christentum offiziell strengstens verfolgt wurde. So soll Konstantin vor der Schlacht eine Vision vom Kreuz Christi gehabt haben, begleitet von den Worten „Unter diesem Zeichen wirst du siegen“. Da Konstantin siegreich blieb, tat er etwas, was weniger von Christenfreundlichkeit

zeugte, als vielmehr dem typischen Umgang der Römer mit auswärtigen Religionen entsprach, sofern sie nicht das Römerreich und seine Strukturen in Frage stellten: Toleranz, ganz nach dem Grundsatz: Wir verehren gerne auch diese auswärtigen Götter, wenn es uns etwas nützt. Schließlich verfügte er im Jahr 313 im Edikt (= Gesetzeserlass) von Mailand, dass das Christentum toleriert werde. Konstantin selbst aber dürfte erst unmittelbar vor seinem Tod zum Christentum übergetreten sein. Erst unter Kaiser Theodosius wurde das Christentum im Jahr 391 zur Staatsreligion erhoben, es war also gegenüber allen anderen Religionen bevorzugt und für die Staatsbediensteten Vorschrift.

Mit der Legalisierung des Christentums im Jahr 313 und schließlich der Erhebung zur Staatsreligion 391 war die flächendeckende Verbreitung des Christentums im Römerreich endgültig gewährleistet. Sowohl aus Lorch als auch aus anderen Städten sind mehrere eindeutig christliche Funde erhalten, allen voran der Grabstein der Christin Ursa aus Ovilavis-Wels. Auch die *Vita* des Heiligen Severin zeichnet ein Bild von einer weitgehend christianisierten Bevölkerung im Donauraum. In zahlreichen Städten entstanden Bischofssitze, etwa in Lauriacum-Lorch/Enns, vor allem aber auch südlich der Alpen in Aguntum bei Lienz, in Teurnia-St. Peter im Holz bei Spittal an der Drau und in Virunum-Maria Saal nördlich von Klagenfurt. Allein die südlich der Alpen gelegenen Bischofssitze überlebten die Völkerwanderungszeit, nicht zuletzt, weil ab 488 die christlich-romanische Bevölkerung auf Anordnung Odoakers systematisch aus den Gebieten nördlich der Alpen abgesiedelt wurde.

Die Völkerwanderungszeit in Österreich

Mit dem Eindringen der Hunnen (ab 375) und germanischer Stämme ins Römerreich und ihrer Ansiedlung an dessen Grenzen beginnt die große „Völkerwanderung“. Diese wird zumeist mit dem Einfall der Hunnen in den Schwarzmeerraum im Jahr 375 und dem Einfall der Langobarden in Norditalien im Jahr 568 begrenzt und bildet einen fließenden Übergang von der Antike ins Mittelalter.

Die germanischen und hunnischen Stammesverbände im Norden und Osten Europas waren Halbnomaden, die nur für einige Zeit an einem Ort blieben. Sie zogen weiter, wenn aus dem Gebiet nicht mehr genug Nahrung für das Volk zu bekommen war. Durch diese Wanderbewegungen wurden oft andere Völker verdrängt, die wiederum in die Gebiete anderer Stämme oder ins Römerreich vorstießen. Wenn ein Stamm erfolgreiche Führer hatte, schlossen sich ihm andere Stämme zur Gänze oder teilweise an, sodass diese Stämme immer größer wurden und „Wanderlawinen“ entstanden. Die Bezeichnung für diese Völkerschaften auf ständiger Wanderschaft richtet sich immer nach den Führungsschichten, das „Volk“ selbst bestand aus Teilen vieler Völkerschaften. Unter „den Hunnen“ ist somit ein großer Stamm auf Wanderschaft zu verstehen, bei dem die Führungsschicht aus Hunnen besteht. Im Volk befinden sich aber auch Mitglieder vieler anderer Stämme.

Der Beginn der Völkerwanderung wird zumeist mit dem Einfall der Hunnen in die Siedlungsgebiete der Goten am Schwarzen Meer im Jahr 375 angesetzt, doch waren tatsächlich schon seit etwa 150 n. Chr. zahlreiche Wanderbewegungen im Gange. Auch der Einfall der Markomannen und Quaden ins Römerreich dürfte darauf zurückzuführen sein. Diese Völker wichen einfach vor dem Druck aus dem Norden, dem heutigen Osten Deutschlands und Böhmen. Einige Völkerschaften, etwa die Westgoten, drangen dabei zwar zunächst ins Römerreich ein, wurden aber dann dort als „Föderaten“ (= Bündnispartner) angesiedelt. Sie übernahmen die Grenzverteidigung für einen Teil des Römerreiches und bekamen im Gegenzug Land und Geldzahlungen.

An der Spitze eines Heeres aus verschiedenen Germanenstämmen drang der Söldnerführer Odoaker ins Römerreich ein und setzte im Jahr 476 den letzten Kaiser des weströmischen Reiches, Romulus Augustulus, ab. Wenn man die Schwäche der damaligen weströmischen Kaiser bedenkt, wird klar, dass das häufig als Epochendatum (Ende der Antike und Beginn des Mittelalters) angeführte Jahr 476 nur ein eher mittelmäßig bedeutendes Ereignis war und man den Übergang von der Antike zum Mittelalter auch anderswo ansetzen könnte. Odoaker wurde schon nach wenigen Jahren vom ostgotischen König Theoderich abgesetzt und ermor-

det (493). Die Ostgoten hingegen konnten in Italien ein Reich für etwa 60 Jahre aufrecht erhalten, das in den prächtigen Bauwerken von Ravenna noch bis heute seine Spuren hinterließ. Gerade die Zeit der letzten weströmischen Kaiser und die Königsherrschaft Odoakers ist zu meist nur sehr schlecht dokumentiert. Für den Donau- und Voralpenraum besitzen wir hingegen eine unvergleichbar detaillierte Quelle, die *Vita* (Lebensbeschreibung) des Heiligen Severin. Severin stammte vermutlich aus der römischen Oberschicht, doch bleibt sein Vorleben vor seinem Auftreten in Noricum auffallend im Dunkeln. Die früher häufig genannte These, dass er ein gewesener Konsul gewesen sei, der sich vor Intrigen zunächst in den Ostteil des Reiches geflüchtet habe und dann nach Noricum gekommen sein, um dort ein beschauliches Leben zu führen, wird in der jüngsten Forschung wieder angezweifelt. Tatsache ist, dass Severin plötzlich in Noricum erschien und bei Favianis-Mautern (am Südufer der Donau gegenüber von Krems) mit Gefährten ein mönchsähnliches Leben führte.

Politisch brach in den 60er und 70er Jahren des 5. Jahrhunderts am Donaulimes jede römische Organisation zusammen, einerseits, weil die römische Zentralgewalt nicht mehr in der Lage war, sich um die Randprovinzen zu kümmern, und andererseits, weil gerade das österreichische und bayerische Alpenvorland ständig von Einfällen verschiedener Völkerschaften verwüstet wurde. Dass beispielsweise in der *Vita* Severins die Hauptstadt Ufernoricums, Ovilavis-Wels, nicht mehr erwähnt wird, lässt darauf schließen, dass diese Stadt nach mehrfachen (?) Verwüstungen schon weitgehend verlassen war.

Severin seinerseits versuchte mit einigem Erfolg, eine Notorganisation aufzubauen und so die Bevölkerung Noricums einigermaßen in Sicherheit zu bringen. Seine Tätigkeit erstreckte sich vom niederösterreichischen Donautal über Lauriacum bis hin nach Kuchl südlich von Salzburg und in den niederbayerischen Raum. Besonders häufig verhandelte er mit dem Stamm der Rugier, der nördlich der Donau im Bereich von Krems siedelte und durchaus interessiert war, römische Kultur und Annehmlichkeiten auch in seinem Gebiet zu übernehmen.

Kurz nach dem Tod Severins im Jahr 482 wurde die romanische (lateinisch sprechende) Bevölkerung, die nördlich der Alpen wohnte, auf Befehl des germanischen Söldnerführers Odoaker systematisch nach Italien abgesiedelt. Auch die Severinsgemeinschaft verließ den Donaunraum, zog mit dem Leichnam Severins nach Süditalien und ließ sich erneut in Lucullanum bei Neapel nieder. Im Jahr 511 verfasste dort der Mönch Eugippius die äußerst lebendige Lebensbeschreibung Severins, die weit mehr historisch-erzählender Bericht als beschauliche Heiligenlegende ist und für kurze Zeit das österreichische Alpenvorland zur bestdokumentierten Region der Völkerwanderung macht.

Der österreichische Raum zwischen Baiuwaren, Awaren und Alpendlawen

Nach der Absiedelung der romanischen Bevölkerung aus dem Alpen- und Voralpenraum entstand ein gewisses Siedlungsvakuum auf dem Gebiet des heutigen Österreich. Vornehmlich germanische Stämme siedelten im Westen des heutigen Österreich sowie im Alpenvorland bis zur Enns: einerseits die Baiuwaren (Bayern) im oberösterreichischen und salzburgischen Alpenvorland sowie in Teilen Tirols, andererseits die Alamannen im heutigen Vorarlberg sowie in der Schweiz und im Südwesten des heutigen Deutschland. Die Stammeshertzogtümer der Alamannen und Baiuwaren gehörten formal zum Frankenreich, doch genossen sie aufgrund der Schwäche der merowingischen Könige weitgehende Selbstständigkeit. Weiters ließen sich die aus Asien stammenden Awaren in Ungarn und Ostösterreich nieder und schließlich slawische Bevölkerungsgruppen in der Steiermark, in Kärnten, Teilen Salzburgs sowie verstreut auch im südlichen Oberösterreich und im Mühl- und Waldviertel; sie waren wiederum von den Awaren abhängig.

Heute spiegelt sich die unterschiedliche Herkunft und Sprache dieser Bevölkerungsgruppen noch in Ortsnamen wider, besonders im oberösterreichischen Raum: Namen auf *-ing* (Eferding, Hörsching, Pasching, Leonding, etc.) und *-ham* (Kalham, Fraham, etc.) sind typisch bayerisch; *-walchen* (von Welschen/Walchen = die Fremden) deutet auf romanische Restbevölkerung hin (Seewalchen, Strasswalchen, Wallersee), *-itz* lässt slawische Wurzeln erkennen (Feistritz, Leibnitz, etc.). Südlich der Traun auf der Traun-Enns-Platte dürfte eine der Siedlungsgrenzen verlaufen sein: So werden in der Gründungsurkunde für das Stift Kremsmünster (777) slawische Eigenleute erwähnt, die in der Umgebung auf den Gütern lebten, die zur Grundausrüstung an das Kloster geschenkt wurden. Andererseits birgt der nahe gelegene Ort Allhaming eine „doppelt baiuwarische“ Wurzel.

Bei allen namenkundlichen Forschungen muss freilich mit berücksichtigt werden, dass alle frühmittelalterlichen Stammesverbände aus Wanderlawinen entstanden und ganz eindeutig immer ein Bevölkerungsgemisch darstellen. Dieser Umstand wird besonders am Gräberfeld von Linz-Zizlau aus dem 7. Jahrhundert deutlich, das diese Vermischung von Kulturen in einem Stammesverband aufzeigt. Nebeneinander liegen Christen und Nicht-Christen, Baiuwaren, Hunnen, Awaren und selbst Personen mit langobardischem und oströmischen Schmuck. Es ist eine Ironie des Schicksals, dass diese Funde während der NS-Zeit beim Bau der Hermann-Göring-Werke, der späteren VÖEST, zutage traten. Die nationalsozialistischen Historiker hatten ganz vehement die „Reinrassigkeit“ germanisch-völkerwanderungszeitlicher Stammesverbände vertreten.

Der langsame Neubeginn der Christianisierung: Columban und Rupert

Die Siedlungsräume der Alamannen (im heutigen deutschen Bundesland Baden-Württemberg sowie in Vorarlberg und in der nördlichen Schweiz) und der Baiuwaren standen unter einem fast königsgleichen Herzog und waren nur lose von den Merowingerkönigen im Frankenreich abhängig. Die Macht der Könige war vor allem deswegen gering, weil häufig kleine Kinder an die Macht kamen, für die beispielsweise die Großmutter regierte, bis diese Könige in jungen Jahren ermordet wurden. Außerdem war das Frankenreich häufig unter mehreren Königen aufgeteilt.

Das Christentum war nach dem Abzug der Romanen aus dem Alpenraum und dem Alpenvorland vielerorts in Vergessenheit geraten oder hatte sich mit heidnisch-germanischen Riten vermischt. Nur südlich des Alpenhauptkamms in Kärnten und Osttirol hielten sich die spätantiken Bischofssitze in Teurnia (St. Peter im Holz bei Spittal an der Drau), Aguntum (bei Lienz) und Virunum (Maria Saal nördlich von Klagenfurt) und Sabiona (Säben bei Klausen in Südtirol), wobei allein letzterer Bischofssitz das 6. Jahrhundert überlebte. An allen dieser Orte zeugen aber die Fundamente großer Bischofskirchen, die mit kunstvollen Bodenmosaiken geschmückt waren, vom einstigen Stellenwert dieser religiösen Zentren.

Um 610 kam erstmals nach der Völkerwanderung ein Glaubensbote von auswärts in den österreichischen Raum: der Heilige Columban. Dieser irische Mönch und Missionar war um 590 aus seiner Heimat aufgebrochen, um in den Urwäldern des Kontinents, das so genannte „grüne Martyrium“, also die Selbstheiligung inmitten der unwirtlichen Wildnis, zu erfahren. Im heutigen Ostfrankreich gründete er mit Billigung des Merowingerkönigs Theuderich mehrere Klöster, von denen Luxeuil die größte Bedeutung erlangte und zahlreiche Franken anzog. Diese Mischform von (strengem) irischen und fränkischen Mönchtum wurde im 7. und 8. Jahrhundert vielerorts im Frankenreich typisch und wird als „irofränkisches Mönchtum“ bezeichnet. Nach einem schweren Zerwürfnis mit König Theuderich und dessen Großmutter Brunichildis (die Brünhild der germanischen Sage) musste er Theuderichs Teilreich verlassen und fand schließlich im Teilreich von dessen Bruder und Widersacher Theudebert Aufnahme. Dieser wies ihm einen Missionsort nach Wahl zu.

So erreichte Columban Bregenz, wo er sich für etwa zwei Jahre niederließ und missionierte. Seine *Vita* berichtet unter anderem von einem Fest, das Christen und Heiden gemeinsam für den germanischen Gott Wodan feierten; sie tanzten dabei um ein großes Bierfass. Erzürnt blies der Heilige auf das Fass, sodass es zerbarst und sich alle aus Erstaunen vor der Macht des Heiligen zum christlichen Glauben bekannten. Von ebensolchem Mischglauben zeugt die

Geschichte, die in der *Vita* von Columbans Schüler Gallus findet: Demnach sei die spätantike Aureliakirche zu Bregenz umgewidmet und mit heidnischen Götterstatuen geschmückt war. Auch diese zerstörte Columban, indem er die Stauen in den Bodensee warf.

Als Columbans Schutzherr Theudebert schließlich von dessen Bruder Theuderich besiegt wurde, floh der Heilige nach Norditalien, wo er in Bobbio nördlich von Genua ein weiteres Kloster gründete, in dem er auch starb. Sein Schüler Gallus war hingegen im Bodenseeraum zurückgeblieben und führte an der Stelle des späteren Klosters St. Gallen ein Einsiedlerdasein. Dieses Kloster wurde freilich erst Ende des 7. Jahrhunderts, mehr als eine Generation nach dem Tod des Gallus vom Hl. Otmar gegründet. St. Gallen wurde zu einem der bedeutendsten Klöster und Bildungszentren des spätmerowingischen und karolingischen Frankenreichs und behielt so seine Bedeutung für das heutige Vorarlberg.

Etwa 80 Jahre nach Columban, um 690, brach der Hl. Rupert von seinem Bischofssitz in Worms am Rhein nach Osten auf, offensichtlich um innerfränkischen Intrigen zu entkommen. Er steuerte zunächst den spätantiken Bischofssitz Lauriacum an, zog jedoch bald weiter, weil ihm der Ort aufgrund der Grenzlage zu den Awaren zu unsicher erschien. Über den Wallersee gelangte er schließlich nach Salzburg, das auf ihn einen verfallenen Eindruck machte. Wie Columban machte er sich daran, die spätantik-christlichen Gebäude neu zu weihen. Er gründete in Salzburg das Kloster St. Peter, das älteste Kloster im deutschen Sprachraum, das seit seiner Gründung durchgehend von Mönchen besiedelt ist. Zudem holte er auch seine Schwester Erentrudis zu sich, die am Nonnberg zu Salzburg ein Nonnenkloster errichtete.

Mit ausdrücklicher Unterstützung des Bayerischen Herzogsgeschlechts der Agilolfinger betrieben die Äbte von St. Peter von Salzburg aus die Missionierung innerhalb der Alpen. In Bischofshofen im Salzburger Pongau stießen die Missionare auf die Maximilianszelle, ein Relikt spätantik-christlichen Glaubens. Ähnlich wird man sich auch den Florianskult in Lauriacum bis zu seiner Wiederbelebung im 8. Jahrhundert vorzustellen haben. Im Jahr 739 wurde Salzburg schließlich im Zuge der bayerischen Kirchenorganisation des Bonifatius zum Bischofssitz erhoben, gemeinsam mit Passau, Regensburg, Freising und Säben.

Von Tassilo zu Karl dem Großen

Schon in den Wirren der späten Merowingerzeit war die Familie der Karolinger als Hausmeier (eine Art oberste Verwaltungsbeamte) die eigentliche Herrscherfamilie. Schließlich stürzte der Hausmeier Pippin im Jahr 751 den letzten Merowingerkönig Chilperich III. und machte

sich mit Hilfe des Papstes, der ihn feierlich zum König salbte, zum König der Franken (751-768).

Pippins Sohn und Nachfolger Karl der Große (768-814), stärkte seine Macht im Reich noch dadurch, dass gegen die letzten verbliebenen mächtigen Herzöge vehement vorging. Dabei kam er vor allem mit dem Bayernherzogs Tassilo aus dem Geschlecht der Agilolfinger in Konflikt, der in seinem Herrschaftsgebiet eine königsgleiche Regierung führte. Tassilo versuchte vor allem auch den oberösterreichischen Raum systematisch zu erschließen, nicht zuletzt durch die Gründung mehrerer Klöster: Schon sein Vater Odilo hatte 748 das Kloster Mondsee gegründet, Tassilo folgte mit der Gründung von Innichen im Pustertal (Südtirol, 769), Kremsmünster (777) und Mattsee (784). Besonders das weit nach Osten vorgeschobene Kremsmünster wurde zu einem Prestigeobjekt der ganz besonderen Art: Tassilo unterstrich seine herausragende Machtstellung durch eine überaus reichliche Gründungsausstattung, bestehend aus großen Grundstücken, dem weltberühmten Tassilokelch und weiteren liturgischen Geräten. All diese Klöster wurden rasch zu Bildungszentren und beherbergten überregional bedeutsame Schreibstuben (Skriptorien), in denen zahlreiche wertvolle Handschriften hergestellt wurden, etwa der so genannte Codex Millenarius, eine heute in Kremsmünster aufbewahrte Bibelhandschrift. Aber auch in der Baukunst wollte Tassilo seine königsgleiche Stellung demonstrieren, etwa indem er in Altötting nahe der heute bayerisch-österreichischen Grenze eine achteckige Pfalzkapelle nach dem Vorbild der Pfalzkapelle Karls des Großen in Aachen errichtete.

Der Machtkampf zwischen Karl dem Großen und Herzog Tassilo endete schließlich im Jahr 788 mit einem Sieg des Karolingerkönigs. Karl benutzte dabei eine „Jugendsünde“ Tassilos, um ihm den Prozess zu machen. Im Jahr 763 hatte Karls Vater Pippin zu einer Heeresversammlung nach Lothringen im heutigen Ostfrankreich gerufen, um einen Feldzug zu starten. Tassilo erschien zwar dort mit seinem bayerischen Heeresaufgebot, doch als keinerlei militärische Aktion zustande kam, zog der Bayernherzog einfach wieder ab. Karl warf Tassilo deswegen auf einer Reichsversammlung *harisliz*, frei zu übersetzen etwa mit Wehrkraftzersetzung, vor und entzog ihm daher alle Herrschaftsrechte. Tassilo wurde allerdings nicht umgebracht, sondern ins Kloster gesteckt, wo er schließlich 794 starb.

Zur Zeit des Herzogs Tassilo reichte Bayern reichte bis zur Enns, das Gebiet östlich davon gehörte zum Reich der Awaren. Karl dehnte sein Reich im Laufe seiner langen Regierungszeit auch in alle Richtungen aus, nach seinem Sieg gegen Tassilo auch nach Osten gegen die Awaren im Süden und Osten Österreichs sowie in Westungarn. In mehreren Kriegen konnte Karl das im Zerfall befindliche Awarereich vollständig erobern. Dabei zog er zunächst selbst

die Donau abwärts; in den späteren Expeditionen übergab er das Kommando an verlässliche Gefolgsleute. 799 wird im Zuge der Awarenkriege auch der Ort Linz mit der Martinskirche erstmals erwähnt.

An den Grenzen errichtete Karl sogenannte Marken, das sind Gebiete mit besonderer Militärpräsenz. Auch Österreich war als Awarenmark und Karantanenmark, letztere benannt nach den Karantanen, den slawischsprachigen Bewohnern Kärntens und „Vorläufern“ der Slowenen, als eine Art Militärbezirk organisiert. Land im Osten des heutigen Österreich wurde gezielt an Klöster und verdiente Gefolgsleute verliehen.

Zur Organisation eines solchen Großreiches war es notwendig, eine funktionierende Verwaltung einzurichten: Karl sorgte sich deswegen um die Pflege der lateinischen Sprache und um eine gut lesbare Schrift. An seinem Hof wurde daher die sogenannte „karolingische Minuskel“ entwickelt, die in weiten Zügen unserer Druckschrift entspricht. Für diese Reformzwecke holte Karl auch die gebildetsten Leute aus ganz Europa an seinen Hof, die fähig waren, die Werke der Antike zu verstehen, zu sammeln und abzuschreiben. Viele Texte aus der Antike sind deswegen in Handschriften aus der Karolingerzeit erhalten, während ältere Handschriften meist verlorengegangen sind oder beseitigt wurden, weil man sie nicht mehr lesen konnte.

Die Reform bezog sich nicht nur auf die Vereinheitlichung von Sprache, Schrift und Literatur, sondern auch auf das Mönchswesen. Unter Karl und seinem Nachfolger Ludwig dem Frommen wurde für alle Klöster die Regel des Hl. Benedikt verpflichtend. Diese Regel war bis dahin nur eine von vielen, zeichnete sich aber dadurch aus, dass sie sehr praktisch war und Gebet und Arbeit vereinigte („Bete und arbeite!“).

Die Verwaltung des Reiches war nur dadurch möglich, dass Karl sein ganzes Leben im Reich herumzog und jeweils für einige Zeit in einer seiner vielen Hauptstädte (Pfalzen) die Regierungsgeschäfte wahrnahm. Die Lieblingspfalz Karls war Aachen (westlich von Köln). Einige der karolingischen Pfalzen, etwa Attersee und Mattighofen, liegen im heutigen Oberösterreich. Anstelle der mächtigen Herzöge setzte Karl enge Gefolgsleute als Grafen ein, deren Gebiet deutlich kleiner war. Der König bediente sich auch so genannter Königsboten, die darüber wachten, dass die Gesetze eingehalten wurden.

Die Zeit der späten Karolinger und des Vorstoßes der Ungarn

Unter den Nachfolgern Karls wurde das Reich mehrmals geteilt, weil keiner der nachfolgenden Herrscher genug Autorität hatte, ein derartiges Großreich zu regieren. Die Teilung in ein

Westfränkisches und ein Ostfränkisches Reich spiegelt sich noch heute in der Teilung zwischen französisch- und deutschsprachigem Gebiet wider. Das Zentrum der späten Karolinger im Ostfrankenreich verlagerte sich zusehends in den bayerisch-österreichischen Bereich. Allerdings entwickelten sich wegen der Schwäche der letzten Karolinger, die im Ostfränkischen Reich schließlich im Jahr 911 ausstarben, wieder starke Herzogtümer in Bayern und anderen Gebieten, die nach einer königsgleichen Macht strebten.

Die von Karl dem Großen eroberten Gebiete Ostösterreichs, Westungarns und Mährens wurden im 9. Jahrhundert flächendeckend christianisiert. Die Missionszentren Salzburg, seit 798 zum Erzbistum erhoben und Passau standen dabei durchaus in Konkurrenz, zu denen sich von Konstantinopel aus die von Rom gebilligte und in Altkirchenslawisch vorgetragene Mission der „Slawenapostel“ Kyrill und Method gesellte. Am Höhepunkt der Rivalitäten, im Jahr 870, verfasste der Salzburger Erzbischof Adalwin vermutlich selbst eine Rechtfertigungsschrift gegen die Konkurrenten aus Konstantinopel, die so genannte *Conversio Bagoariorum et Carantanorum* (Bekehrungsgeschichte der Baiuwaren und Karantanen), in der die Salzburger Missionstätigkeit in Bayern, bei den Karantanen und im ehemaligen Awarenreich glorifizierend dargestellt wird.

Gegen Ende des 9. Jahrhunderts tauchte in der pannonischen Tiefebene ein neues Reitervolk auf, das aus den Steppenzonen am Schwarzen Meer eingewandert war: die Ungarn oder Magyaren. Immer wieder fielen sie ins Ostfränkische Reich und in das Großmährische Reich an der March (heutiges Mähren und Westslowakei) plündernd ein. 899/900 verheerten sie sogar die Poebene in Norditalien. Als sie daraufhin auch den Traungau verwüsteten, zog ihnen Markgraf Luitpold von Bayern entgegen und schlug eine versprengte ungarische Abteilung am 20. November 900 bei Linz. Auch im Folgejahr konnten die Bayern ungarische Kontingente besiegen. Wie sehr man von bayerischer Seite gewillt war, der Ungarngefahr mit jedem Mittel beizukommen, zeigt einerseits der Umstand, dass man im Jahr 902 oder in kurz danach den ungarischen Fürsten Kurszán-Cussal zu einem Gastmahl an die Fische einlud, um ihn dabei heimtückisch zu ermorden; andererseits rückten Bayern und Großmährer, die sich in den Jahrzehnten zuvor zumeist feindlich gegenüberstanden, gegen die Ungarn zusammen.

Der Osten des Salzburger und Passauer Diözesangebietes, der Osten des heutigen Österreich, stand somit in einem spürbaren Spannungsverhältnis. Das Verhältnis von Ungarn und Ostfrankenreich war allerdings nicht, wie in der älteren Forschung betont, nur von kriegerischen Konflikten geprägt. Anfang des 10. Jahrhunderts, vermutlich zwischen 904 und 906, entstand nahe Linz die Zollordnung von Raffelstetten (Gemeindegebiet von Asten), ein einzigartiges Dokument zur Wirtschaftsgeschichte der ausgehenden Karolingerzeit. Auf die Klagen bayeri-

scher Großer über ungerechtfertigt hohe Zölle entlang der Donau holte der Grenzgraf Aribo im Beisein des Salzburger Erzbischofs Theotmar ein Gutachten über die Zollregelung unter den ostfränkischen Königen Ludwig dem Deutschen und Karlmann ein. Besonders Salz aus der Saline Reichenhall, das über Salzach, Inn und Donau nach Osten verschifft wurde, bildete ein wichtiges Handelsgut. Daneben wurde aber beispielsweise auch mit Sklaven Handel betrieben. An der Donau waren demnach zahlreiche Zollstellen zu passieren, doch lässt sich der Handel mit dem Osten als durchaus rege bezeichnen.

Nachdem die Ungarn 905/906 das Großmährische Reich zerstört hatten, kam es im Jahr 907 zur ersten großen militärischen Konfrontation zwischen Bayern und Ungarn: In der Schlacht bei Pressburg erlitt das bayerische Heer eine vernichtende Niederlage; der Großteil des bayerischen Adels fiel, darunter auch mehrere Bischöfe. Dennoch blieben die Bayern und Ungarn in einem durchaus konstruktiven nachbarschaftlichen Kontakt. Der Bayernherzog Arnulf „der Böse“ unterhielt beispielsweise im 2. Jahrzehnt des 10. Jahrhunderts enge Kontakte zu den Ungarn und floh auch zu diesen, als er im Reich in schwere Auseinandersetzungen mit König Konrad I. (911-918) verwickelt war.

Die Gebiete des heutigen Niederösterreich, der Steiermark und Westungarns waren allerdings dem Ostfrankenreich vorerst entzogen. Das Erzbistum Salzburg und das Bistum Passau hatten durch den Verlust der Gebiete östlich der Enns nach der Schlacht bei Pressburg besonders große Schäden erlitten. Es fielen nicht nur die Missionsgebiete weg, die im Laufe des 9. Jahrhunderts aufgebaut worden waren, sondern wahrscheinlich auch eine Vielzahl von Eigengütern.

Besonders die Gebiete zwischen Enns und Wienerwald bildeten eine Art Grauzone, ähnlich wie im 7. und 8. Jahrhundert zur Zeit des Awarenreiches. Erst als die Ungarn 955 bei einem Vorstoß bis auf das Lechfeld bei Augsburg im westlichen Bayern von König Otto I. völlig besiegt wurden, dehnte sich das Ostfrankenreich langsam wieder über die Enns nach Osten aus, die Neuorganisation begann.

Blickt man auf die Geschichte von Lauriacum bzw. Enns, so wird deutlich, dass die Einfälle der Ungarn besonders im Grenzgebiet zwischen dem Herzogtum Bayern und der von den Ungarn beanspruchten „Grauzone“ im heutigen Niederösterreich einen deutlichen Einschnitt darstellen. Die Siedlung im alten Legionslager und um dieses herum im Bereich der spätantiken Laurentiusbasilika wurde weitgehend verlassen; ein neuer Stadtkern entstand am Georgenberg, dem späteren Burgberg von Enns.

Die ersten Babenberger in „Ostarrîchi“

Die Reorganisation der Gebiete östlich der Enns verlief vorerst sehr zögerlich. Es musste zuerst ausgelotet werden, wie weit der Sieg gegen die Ungarn 955 auf dem Lechfeld ein endgültiger war, der langfristig zu einer Sesshaftwerdung, zur Christianisierung und damit zur Aufnahme der Ungarn in die abendländische Staatengemeinschaft führte. König Otto II. richtete im Jahr 976 eine befestigte Grenzregion, die Markgrafschaft Österreich, ein und belehnte damit den Babenberger Luitpold (Leopold I.). Die Herkunft dieses Geschlechts ist heute umstrittener denn je. Vielleicht handelt es sich um die Nachkommen des Markgrafen Luitpold, der 907 mit dem bayerischen Heer in der Schlacht von Pressburg gefallen war. Die Herleitung von den so genannten Popponen aus der nordbayerischen Stadt Bamberg, wie von Bischof Otto von Freising, einem Babenberger, in dessen Weltchronik Mitte des 12. Jahrhunderts vorgeschlagen wurde, ist historisch nicht zu belegen.

Das Zentrum der Markgrafschaft lag zunächst im Gebiet von Melk in der westlichen Wachau. Im Jahr 996 wird diese Markgrafschaft erstmals in einer Urkunde *Ostarrîchi* genannt, doch bezog sich diese Bezeichnung rein auf das heutige Mostviertel. Kaiser Otto III. schenkte in der eigentlich wenig herausragenden Urkunde Königsgut im Bereich von Neuhofen an der Ybbs an das Bistum Freising in Bayern.

Die ersten Babenberger hatten dabei zwar die militärische Befehlsgewalt, aber keine volle Gerichtshoheit. Zudem hatten die Markgrafen das Recht, das Burgwerk, eine Robotleistung (Zwangsarbeitsleistung) für den Burgenbau, und das Marchfutter einzuheben. Unter letzterem versteht man eine Haferabgabe an das Reich; heute lässt sich einigermaßen bestimmen, wo sie von den Babenbergern eingehoben wurden – damit werden auch die ungefähren Grenzen der Markgrafschaft erkennbar

Luitpold I. und seine Nachfolger waren zunächst bestrebt, ihre Markgrafschaft entlang der Donau nach Osten bis zum Wienerwald und bis nach Wien auszudehnen. Auf diese Weise wanderte auch die „Residenz“ ostwärts, von Melk über Gars nach Tulln und im 12. Jahrhundert schließlich nach Wien. Zudem ging mit dieser Ausdehnung eine systematische Urbarmachung bewaldeter Landstriche im heutigen Niederösterreich einher. Besonders im Waldviertel erinnern zahlreiche Ortsnamen mit den Endungen -(g)schwendt, -brand, -reith/-reuth oder -schlag an diese Rodungstätigkeit. Sie wurde konkret zumeist von Klöstern und von halbfreien Dienstleuten, den Ministerialen durchgeführt. Letzteren gelang durch diese Tätigkeit oft der soziale Aufstieg. Der sich im 12. Jahrhundert neu bildende Ritterstand bestand zum großen Teil aus diesen eigentlich unfreien Ministerialen.

Von der Markgrafschaft zum Herzogtum

Der Aufstieg der Babenberger in den Hochadel vollzog sich in mehreren Schritten seit dem ausgehenden 11. Jahrhundert. Markgraf Leopold III. (1095-1136) hatte sich im Gegensatz zu seinem Vater Leopold II. im Investiturstreit nicht auf die Seite des Papstes, sondern des neuen Königs Heinrich V. (1105/1106-1125) gestellt. Dieser dankte ihm die Gefolgschaft, indem er Leopold III. seine Schwester Agnes, die Witwe Friedrichs von Staufen, zur Frau gab. Mit dieser Hochzeit befanden sich die Babenberger erstmals in einem engen Verwandtschaftsverhältnis mit den Königshäusern der Salier (Heinrich V.) und Staufer (Friedrich von Staufen als Ahnherr der späteren Kaiser bzw. Könige).

Leopold III. war freilich bestrebt, seinen Schwenk weg von der päpstlichen Seite durch besondere Zuwendungen an die Kirche „wieder gut zu machen“. Er stattete nicht nur das schon bestehende Kloster Melk mit großem Grundbesitz aus, sondern unterstützte auch vehement die Ansiedelung der Zisterzienser mit der Gründung von Heiligenkreuz im Wienerwald (1133). Die Sorge um die Klosterkultur brachte ihm nach seinem Tod den Beinamen „der Fromme“ ein; an seinem Grab in Klosterneuburg kam es Ende des 12. Jahrhunderts vermehrt zu seiner Verehrung. Im 14. Jahrhundert bemühte sich der Habsburger Rudolf IV. der Stifter um die Heiligsprechung Leopolds, doch dauerte es dazu noch bis 1485. In der Barockzeit wurde unter Kaiser Leopold I. (1656-1705) die Verehrung Leopolds noch verstärkt: seit 1663 ist Leopold der Landespatron ganz Österreichs.

Die Zisterzienser beriefen sich zwar auf die Regel des Heiligen Benedikt, strebten aber im Geiste der von Cluny ausgegangenen Reform nach einer geistigen Wiedererstarkung und vor allem nach einer wirtschaftlichen Unabhängigkeit von den adeligen Grundherren. Sie ließen sich daher zumeist außerhalb der bestehenden Siedlungsgebiete in der Wildnis nieder und bauten dort mit steuerlicher Begünstigung um das Kloster große Wirtschaftsbetriebe, so genannte Grangien, auf, auf denen nicht nur Mönche, sondern auch dem Kloster zugeordnete Laien (Konversen) arbeiteten.

Der Name „Zisterzienser“ stammt von Cîteaux, dem ersten, in Burgund gelegenen Kloster der Bewegung. Die streng hierarchische Gliederung der von Ostfrankreich ausgehenden Klosterbewegung beinhaltet auch, dass jeder Abt einmal im Jahr zur Generalversammlung in eines der vier Mutterklöster musste. Dieser Austausch der Zisterzienser untereinander begünstigte beispielsweise die rasche Verbreitung neuer Literatur. Die österreichischen Zisterzienserklöster gehörten alle zur Gruppe von Morimond in Burgund. Die Kontakte zwischen Morimond und den Babenbergern hatte Leopolds Sohn Otto geknüpft, der als Mönch in dieses Kloster

eingetreten war. In späteren Jahren wurde er Bischof von Freising; die von ihm verfasste Weltchronik gehört zu den wichtigsten Geschichtswerken des 12. Jahrhunderts. Die wichtigsten von unter den Babenbergern gegründeten Zisterzienserköster neben Heiligenkreuz sind Zwettl im Waldviertel (gegründet 1137), Wilhering bei Linz (1146) und Lilienfeld südlich von St. Pölten im Traisental (1202/1206).

Zunächst folgte Leopolds III. ältester Sohn, Leopold IV. (1136-1141) als Markgraf nach. Er profitierte in hohem Maße vom Streit zwischen den Staufern, die mit Konrad III. den König stellten, und den Welfen, deren wichtigster Vertreter Heinrich der Stolze von Bayern seinem Widersacher die Huldigung verweigerte. Konrad III. entzog Heinrich dem Stolzen kurzerhand das Herzogtum Bayern und übergab es seinem Halbbruder, dem Babenberger Leopold IV. Die Babenberger wurden somit 1139 erstmals zu Herzögen, allerdings von ganz Bayern, dem die eigene Markgrafschaft Österreich untergeordnet war.

Durch den frühen Tod Leopolds IV. fielen Bayern und Österreich an dessen jüngeren Bruder Heinrich II. (1141-1177) mit dem Beinamen Jasomirgott. Dieser Beiname stellt vermutlich eine Verballhornung eines nicht mehr genau bestimmbar arabischen Begriffs dar und ist nicht, wie häufig zu lesen, vom Ausspruch „Ja, so mir Gott helfe“ abzuleiten. In der Tat orientierte sich Heinrich Jasomirgott zunächst Richtung Orient: er nahm 1147/1148 am zweiten Kreuzzug teil und heiratete die byzantinische Prinzessin Theodora Komnena, mit der einige oströmische Einflüsse auch an den Babenbergerhof nach Wien kamen.

Unter dem neuen König Friedrich I. Barbarossa, der durch seine Herkunft, ein staufischer Vater und eine welfische Mutter, dazu prädestiniert war, den alten Konflikt der beiden Dynastien zu beenden, kam es schließlich zu einer Neuordnung der Verhältnisse in Bayern. Der Sohn des Welfen Heinrich des Stolzen, Heinrich der Löwe, sollte Bayern wieder zurückerhalten, der Babenberger Heinrich Jasomirgott im Gegenzug zum Herzog von Österreich erhoben werden; damit wurde die Markgrafschaft Österreich aus seiner Untertänigkeit unter Bayern herausgelöst. Obwohl dieser Lehensakt am Hoftag zu Regensburg (8. September 1156) vollzogen worden war, wurde neun Tage darauf zusätzlich eine feierliche Urkunde, das so genannte *Privilegium minus* (das „kleinere Privileg“) zum selben Anlass ausgestellt. Der Herzog von Österreich unterstand nun direkt dem Kaiser; er wurde zudem mit einigen Sonderrechten ausgestattet. Für den Fall, dass ein männlicher Erbe fehle, solle die Nachfolge auch über weibliche Nachkommen garantiert sein. Weiters wurden die Hoffahrtspflicht, also die Teilnahme an den Reichsversammlungen, und die Heerfolgepflicht für die Herzöge von Österreich gegenüber dem Kaiser bzw. König stark eingeschränkt.

Aufstieg und Ende der späten Babenberger

Durch das *Privilegium minus* waren die Babenberger endgültig von kleinen Grenzgrafen zu einem der wichtigen Hochadelsgeschlechter im Heiligen Römischen Reich aufgestiegen. Die Ausdehnung des Besitzes ging auch unter Heinrich Jasomirgotts Nachfolger Leopold V. (1177-1194) weiter, einerseits durch kleinere Erbschaften im heutigen Oberösterreich, andererseits durch den Erwerb der Steiermark.

Die Steiermark war wie Österreich als Markgrafschaft organisiert und unterstand den so genannten Traungauer Grafen oder Otakaren, die zunächst in Steyr residierten und erst im Laufe des 12. Jahrhunderts ihren Herrschaftsmittelpunkt nach Graz verlegten; Steyr gehörte gemeinsam mit dem Gebiet der Pyhrn-Eisenwurzen bis ins ausgehende 12. Jahrhundert zur Steiermark und gab der Mark auch den Namen. Im Jahr 1180 wurde auch die Steiermark ein eigenes Herzogtum. Als zu erkennen war, dass die Dynastie der Traungauer als Herzöge von Steiermark aussterben würde – ihr letzter Vertreter Otakar IV. war kinderlos und litt an einer unheilbaren Hautkrankheit, vermutlich dem Aussatz –, schlossen die Babenberger einen Erbvertrag ab. In der so genannten Georgenberger Handfeste von 1186, benannt nach dem Georgenberg, dem Burgberg von Enns, verpflichteten sich die Babenberger, bei einem Erbfall die Rechte der steirischen Ministerialen unverändert beizubehalten. Schon sechs Jahre danach starben die Herzöge von Steiermark aus. Ab 1192 waren somit die Babenberger Herzöge von Österreich und von Steiermark in Personalunion, die beiden Länder blieben aber auch in Zukunft voneinander unabhängig.

Herzog Leopold V. nahm auch mit vielen anderen Hochadeligen am dritten Kreuzzug ins Heilige Land teil (1189-1192). Sein aufopfernder Kampf bei der Schlacht um die Kreuzritterburg Akkon lebt in der Legende weiter: Demnach sei das weiße Kreuzfahrerhemd über dem Kettenpanzer zur Gänze von Blut getränkt gewesen. Als Leopold V. am Abend seinen Gürtel abnahm, sei das Hemd in den Farben Rot-Weiß-Rot erschienen, dem späteren österreichischen Bindenschild. Tatsächlich ist die Herkunft des österreichischen Bindenschildes völlig ungeklärt. Zudem bestand damals das österreichische Wappen aus fünf goldenen Adlern auf blauem Grund; es lebt bis heute im niederösterreichischen Landeswappen weiter.

Wie zahlreiche andere Fürsten zerstritt sich Leopold V. auf dem Kreuzzug mit dem englischen König Richard Löwenherz, der entgegen der Legende von Robin Hood nicht ein großzügiger, gerechter Herrscher, sondern vielmehr eine selbstsüchtige und arrogante Erscheinung gewesen sein dürfte. Leopold kehrte somit vorzeitig vom Kreuzzug zurück. Richard hingegen hatte in der Folge das Problem, durch lauter Feindesländer heimkehren zu müssen. Zudem

erlitt er in der Adria Schiffbruch und musste versuchen, auf dem Landweg quer durch das Heilige Römische Reich England zu erreichen. Er durchquerte inkognito Steiermark und Österreich, doch wurde er von Höflingen Leopolds V. erkannt und gefangen genommen. Er verbrachte zunächst einige Zeit der Gefangenschaft auf der Kuenringerburg Dürnstein in der Wachau und wurde später an den Rhein verlegt. Mit dem hohen Lösegeld förderte Leopold V. den Städtebau: im Grenzgebiet zwischen Österreich und der Steiermark wurde 1194 ein „zweites Wien“, Wiener Neustadt, gegründet.

Unter Herzog Leopold VI. (1195/1198-1230) erlangten die babenbergischen Herzogtümer Österreich und Steiermark eine letzte kulturelle und politische Blüte. Wie Heinrich Jasomirgott war er mit einer byzantinischen Prinzessin, Theodora, verheiratet, was erneut die fast königgleiche Stellung der Babenberger unterstrich. Auch auf „internationaler“ Ebenen wurde er diplomatisch aktiv: 1230, wenige Wochen vor seinem Tod, vermittelte er in San Germano (Süditalien) einen Frieden zwischen Kaiser Friedrich II. und Papst Gregor IX.

Leopold VI. gelang es auch, das Herzogtum Österreich auf weite Teile des heutigen Oberösterreich auszudehnen. So erwarb er die wichtigen Märkte Lambach, Wels, Linz und Freistadt. Mit Enns (1212) und Wien (1221, vermutlich auf einer verlorenen älteren Version aufbauend) erhielten erstmals Städte im babenbergischen Herrschaftsgebiet das Stadtrecht. Ob St. Pölten ein Stadtrecht, das heute verloren ist, schon im 12. Jahrhundert erhielt, muss unklar bleiben. Zudem fasste Leopold auch erstmals in gebieten außerhalb des heutigen Österreich Fuß: als Herr von Krain (heutiges Slowenien) und Portenau-Pordenone (nördlich von Venedig).

Der letzte Babenberger Friedrich II. (1230-1246) erhielt nicht zu Unrecht den Beinamen „der Streitbare“: Ständig befand er sich im Konflikt mit seinen bayerischen und ungarischen Nachbarn. 1235 wurde er deswegen von Kaiser Friedrich II. (Achtung: Namensgleichheit!) gebannt; Wien wurde für kurze Zeit eine reichsunmittelbare Stadt, die direkt dem Kaiser unterstand. Nach der Rückeroberung seiner Länder strebte Herzog Friedrich II. danach, sein Herzogtum Österreich zum Königreich zu erheben, doch gelangte sein Plan aufgrund seines Schlachtentodes gegen die Ungarn nicht mehr zur Ausführung.

Somit starben die Babenberger 1246 im Mannesstamm aus. Um die verbliebenen Babenbergerinnen, die gemäß dem *Privilegium minus* erberechtigt waren, bemühten sich in der Folgezeit mehrere Adelige, die die Übernahme der babenbergischen Herzogtümer anstrebten: „Übrig geblieben“ waren 1246 einerseits Margarete, eine ältere Schwester Friedrichs des Streitbaren, und andererseits Gertrud, die Tochter von Friedrichs älterem, aber früh verstorbenen Bruder Heinrich. Der Streit um das Babenbergererbe im so genannten österreichischen Inter-

regnum bildet freilich schon den Beginn der zweiten Vorlesung zur österreichischen Geschichte.

Der Begriff Land

Wenn wir uns der Geschichte des heutigen Österreich im Hochmittelalter widmen, dann dürfen wir uns keinesfalls Länder im Sinne von geschlossenen Territorien vorstellen. So wie am erwähnten Beispiel *Ostarrîchi* deutlich wird, gehörte der Großteil der so benannten Landschaft zur Markgrafschaft der Babenberger, doch der in der Urkunde von 996 geschenkte Teil ging an das bayerische Bistum Freising und blieb noch für viele Jahrhunderte in dessen Besitz. Länder im Sinne von Territorien mit klaren Grenzen entwickelten sich erst im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts.

Den bahnbrechenden Studien des Historikers Otto Brunner folgend, vor allem seinem Buch „Land und Herrschaft“ (1948), entsteht ein Land, wenn es eine politisch homogene Einheit wird, wenn also alle Land besitzenden Adelige zu den Landtagen, den Versammlungen mit dem Landesfürst kommen. Die Grenzen ergeben sich somit je nachdem, ob die jeweiligen Adelige zum Landtag des einen oder anderen Fürsten gehen und sich diesem zugehörig fühlen. Da auf diesen Landtagen vor allem auch in Streitfällen entschieden wurde, entstand für die Gemeinschaften ein allgemein verbindliches Recht; somit definiert sich das Land auch als Rechtsgemeinschaft.

Dieser Prozess der Landwerdung verlief in den einzelnen Herrschaftsgebieten im heutigen Österreich recht unterschiedlich und zu verschiedenen Zeiten: So war er im ehemals babenbergischen Österreich im Interregnum, also in der Mitte des 13. Jahrhunderts, schon sehr weit fortgeschritten, während er in Salzburg erst ein Jahrhundert später in der Mitte des 14. Jahrhunderts einsetzte. Alles in allem ist es wichtig, mit dem Begriff „Land“ vorsichtig und präzise umzugehen, wenn wir vom Spätmittelalter sprechen, für die Zeit vor dem 13. Jahrhundert sollte er völlig vermieden werden.

Vom Ende der Babenberger zum österreichischen Interregnum

Herzog Friedrich II. hatte schon von seinen Zeitgenossen nicht ganz zu Unrecht den Beinamen „der Streitbare“ erhalten. Im 1246 fiel er schließlich gegen die Ungarn in der Schlacht an der Leitha, ein Fluss, der bis zum Ende der Habsburgermonarchie 1918 die Grenze zwischen Österreich und Ungarn bildete. Somit waren die Babenberger im Mannesstamm

ausgestorben. Nun begann gleichsam das „Wettrennen“ um die verbliebenen weiblichen Vertreter der Babenberger, nicht zuletzt auch deshalb, weil im *Privilegium Minus* von 1156 unter anderem festgehalten war, dass die Herrschaft in Österreich bei Aussterben des Mannesstamms über die weibliche Linie erfolge. „Übrig geblieben“ waren 1246 einerseits Margarete, eine ältere Schwester Friedrichs des Streitbaren, und andererseits Gertrud, die Tochter von Friedrichs älterem, aber früh verstorbenen Bruder Heinrich. Die Interessen des europäischen Adels konzentrierten sich zunächst eher auf Gertrud, die sich im Gegensatz zur schon gealterten Margarete in einem heiratsfähigen Alter befand. Doch ihr erster Gatte, Markgraf Wladislaw von Mähren, starb schon 1247, ein Jahr, nachdem er das Erbe der Babenberger als Herzog von Österreich angetreten hatte. Nicht viel anders erging es Gertruds zweitem Gatten, Markgraf Hermann IV. von Baden (Südwestdeutschland). Er übernahm zwar die Herrschaft als Herzog von Österreich und von der Steiermark, starb aber schon 1250.

Eine Zeit von Kurzzeitherrschern erzeugt stets ein Machtvakuum. Man spricht dabei vom sogenannten Österreichischen Interregnum, Es ist auffallend, dass ab 1254 auch im Heiligen Römischen Reich ein derartiges Interregnum entstand. Sowohl im Reich als auch in Österreich bedeutete dies allerdings nicht eine herrscherlose Zeit, sondern eine Periode, in der sich kein Herrschaftskandidat allgemein und langfristig durchsetzen konnte. Dies kam vor allem den Adeligen zugute, die die Herrschaftskandidaten zum Teil zu ihrem eigenen Nutzen ausspielen konnten. Vor allem in Hinblick auf die macht- und gesellschaftlichen Umbrüche stellt das Interregnum eine Zäsur zwischen Hoch- und Spätmittelalter dar.

Die wohl schillerndste Person im Streit um das babenbergische Erbe und vielleicht auch des gesamten Interregnums war Ottokar II. Přemysl von Böhmen aus dem Haus der Přemysliden. Ottokar wurde vermutlich zu Jahresbeginn 1233 als zweiter Sohn des böhmischen Königs Wenzel I. und seiner Gattin, der Stauferin Kunigunde, geboren. Gesicherte Daten darüber sind allerdings nicht bekannt. Ebenso bleibt auch seine Kindheit bis zum 14. Lebensjahr im Dunkeln. Tatsache ist aber, dass die Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits allesamt dem europäischen Hochadel entstammten. Als Zweitgeborener war er nach einer im Mittelalter weit verbreiteten Praxis für ein hohes geistliches Amt bestimmt und nicht für eine weltliche Karriere. Im Jahr 1247 starb überraschend Ottokars älterer Bruder, der schon erwähnte Wladislaw, der Gatte der Babenbergerin Gertrud; als Thronfolger des böhmischen Königs hatte er das Amt eines Markgrafen von Mähren inne gehabt. Ottokar folgte somit 1247 als Markgraf in Mähren nach. Sein Interesse galt nach dem Tod Hermanns von Baden, dem zweiten Gatten der Babenbergerin Gertrud, ganz der zweiten verbliebenen Babenbergerin: Margarete. Im allgemeinen Chaos nützte Ottokar die Situation, folgte einem Ruf österreichischer Ministeria-

len – der halbfreien Dienstleute der Adelligen, die aber in Wirklichkeit als „Ritter“ immer größeren Einfluss errangen – und heiratete die verwitwete Babenbergerin Margarete, die 1252 mehr als doppelt so alt wie er gewesen sein dürfte.

Relativ rasch setzte sich Ottokar in Österreich als Statthalter König Wenzels gegen seine Widersacher aus Bayern, Ungarn, Schlesien und Polen durch. Nach dem Tod seines Vaters Wenzel im Jahr 1253 nahm der politische und militärische Druck seiner Feinde jedoch weiter zu, mussten sie doch fürchten, dass im Osten des Heiligen Römischen Reiches ein neues Großreich entstünde, das von der Oder bis fast zur Adria reichte. Besonders König Béla IV. von Ungarn zog plündernd durch Mähren und den Osten Österreichs. Im Frieden von Ofen (1254), der unter Vermittlung von Papst Innozenz IV. zustande kam, musste Ottokar schließlich seine Ansprüche auf die Steiermark zurückstellen. Ihm verblieben aber der größte Teil Österreichs sowie die Nachfolge in Böhmen und Mähren. Geschickt nutzte er die proböhmische Stimmung unter den österreichischen Ministerialen aus; durch die reine Zweckheirat mit Margarete betonte er den Versuch einer dynastischen Legitimierung seines Herrschaftsanspruches.

Nach 1254 war Ottokar darauf bedacht, seinen Einflussbereich nicht nur zu konsolidieren, sondern ihn gegen seine Widersacher auch noch auszubauen. Nach erfolglosen Kämpfen gegen den Herzog von Bayern wandte sich Ottokar der Auseinandersetzung mit Béla IV. von Ungarn zu, den er schließlich 1260 bei Kroissenbrunn im Marchfeld vernichtend schlug. Um danach den Frieden zu sichern, suchte Ottokar um eine dynastische Verbindung zu Béla IV. Nach längerem Ringen stimmte der neue Papst Urban IV. im Herbst 1261 einer Scheidung von der Babenbergerin Margarete zu. Stattdessen heiratete Ottokar noch im Oktober desselben Jahres in Pressburg (Bratislava) Kunigunde (Kunhuta), eine Enkelin des ungarischen Königs. Wieder benützte Ottokar eine Heirat zur Konsolidierung oder Legitimierung seiner Expansionspolitik. Der Sieg über Béla IV. schlug sich 1262 schließlich auch in Gebietsgewinnen nieder: Richard von Cornwall, einer der nicht allgemein anerkannten Könige im Reichs-Interregnum, übertrug damals – freilich ohne die nötige Zustimmung der übrigen Kurfürsten – Österreich und die Steiermark an Ottokar; über letzteres Herzogtum hatte Ottokar seit seinem Sieg bei Kroissenbrunn de facto die Herrschaft innegehabt. Schließlich rundete Ottokar 1268 durch einen Erbvertrag mit seinem kinderlosen Vetter Herzog Ulrich von Kärnten und Krain (das heutige Slowenien) seinen Machtbereich im Süden noch ab. 1269 trat der Erbfall ein, wobei es Ottokar gelang, Ulrichs Bruder Philipp, den ehemaligen Erzbischof von Salzburg, auf das Patriarchat von Aquileia (eine Art Sondererzbistum, das auf die Spätantike zurückgeht) abzuschieben. Innerhalb weniger Jahre hatte Ottokar somit Österreich, die Steiermark,

Kärnten und Krain für sich gewinnen können – mit dynastischen Heiraten, Erbverträgen und Kriegen.

Nach dem Tod des Staufers Konrad IV. im Jahr 1254 war die Nachfolge im Reich ungeklärt. Auch Ottokar dürfte damals zum engsten Kandidatenkreis gezählt haben, doch verfolgte er diese Option offensichtlich nicht mit der nötigen Entschlossenheit. Um den Platz des böhmischen Königs im Kurfürstenkollegium zu sichern, stimmte er zunächst der Wahl Richards von Cornwall, später der Alfons X. von Kastilien zu. 1262 und 1268 drängte vor allem der Mainzer Erzbischof zu einer Neuwahl, doch wusste Ottokar diese Versuche mit päpstlicher Hilfe zu vereiteln, zumal die Wahl nicht ihm gegolten hätte. Als aber nach dem Tod Richards im Jahr 1272 wieder ein Nachfolger im Reich gesucht wurde, war Ottokar endgültig für einen Königskandidaten zu stark geworden. Sein Einflussbereich erstreckte sich ja mittlerweile von der Ostsee bis zur Adria. Ohne Berücksichtigung der böhmischen Kurstimme fiel die Wahl einstimmig auf den eher wenig einflussreichen Grafen Rudolf von Habsburg, der sowohl durch seine vergleichsweise geringe Hausmacht als auch aufgrund seines schon fortgeschrittenen Alters leichter erpressbar erschien und wieder nur einen Übergangskandidaten darstellen sollte. Ottokar hingegen hatte in den Jahren zuvor gezeigt, dass es ihm um die gezielte Durchsetzung seiner Hausmachtspolitik ging.

Ottokars Herrschaft in Österreich, in der Steiermark und kurzzeitig auch in Kärnten und Krain stellte in vielerlei Hinsicht eine dynamische Umbruchszeit dar: So ging die Territorialisierung, der Übergang zum Flächenstaat, rasch vor sich, neue Ämter, ja erstmals eine Art Verwaltung, Frühformen einer landesherrlichen Kanzlei entstanden. Die Territorialisierung war freilich schon vor Ottokar durch die Politik Kaiser Friedrichs II. in die Wege geleitet worden, beispielsweise durch das berühmte *Statutum in favorem principum* aus dem Jahr 1232, durch das der Kaiser die meisten Königsrechte an die ihm untergebenen Fürsten übergab; aber auch das Fehlen einer allgemein anerkannten Zentralgewalt während des Interregnums trug das Ihre zu dieser Entwicklung bei. Ähnliche Merkmale einer Territorialisierung, der Entwicklung zu einem Flächenstaat mit einer landesfürstlichen Verwaltung, finden sich beispielsweise auch in der Grafschaft Tirol unter Meinhard II.

Landesfürstliche Städtegründungen im böhmischen und österreichischen Bereich brachten einen sozialen und wirtschaftlichen Wandel mit sich, der für das gesamte Spätmittelalter und somit für die Zeit der frühen Habsburger maßgeblich sein sollte. Die Städtepolitik Ottokars lässt sich wiederum schon in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts, in die späte Babenbergerzeit, zurückverfolgen. Die Stadtrechte von Enns, Wien und anderen Städten sind in diesem Zusammenhang ebenso zu nennen wie die Neugründungen von Städten. Manche groß ange-

legte Städtegründungen verliefen jedoch erfolglos. Die Stadt Marchegg im östlichen Marchfeld lag durch die kurzfristige Vereinigung Böhmens, Mährens und Österreichs zunächst im Zentrum des Reiches und wurde von Ottokar groß dimensioniert. Nach seinem Tod wurde Marchegg jedoch wiederum zu einer „unattraktiven“ Grenzstadt, bis heute. Die von Ottokar errichteten Stadtmauern sind bis heute nicht mit durchgehenden Siedlungen gefüllt.

Ottokar von Böhmen gegen Rudolf von Habsburg

Die Jahre ab 1273 leiteten schließlich das Ende Ottokars ein. Offensichtlich unterschätzte Ottokar sowohl die Ambitionen des neuen Königs als auch die einmütige Unterstützung desselben durch die übrigen Kurfürsten. Die anfängliche Überlegenheit Ottokars schwand somit zusehends, zumal auch der neue Papst Gregor X. (1271/72-1276) keinerlei Anstalten machte, sich der Krönung und Bestätigung Rudolfs zu widersetzen, ja ganz im Gegenteil Ottokar dazu drängte, sich dem neuen König zu unterwerfen. Zudem musste Ottokar fürchten, im Zuge der so genannten Revindikationspolitik Rudolfs, d.h. der Bestrebung, alle im Interregnum auf dubiose Weise erworbenen Gebiete einzuziehen und wieder ordnungsgemäß als königliches Lehen zu vergeben, seine Erworbenen Besitzungen wieder zu verlieren, da sie formal nicht wirklich legal erworben waren. Auf dem Reichstag zu Nürnberg wurde 1274 zunächst ein Lehensprozess eingeleitet, doch zeigte sich Ottokar wenig kooperationsbereit und folgte der Ladung auf den Augsburger Reichstag im Mai des Folgejahres nicht. Ottokar verfiel der Reichsacht, im Jahr 1276 sogar der Aberacht und der Exkommunikation. Bündnisversuche Ottokars mit bayerischen Bischöfen sowie zu den Gegenkönigen Heinrich von Niederbayern und Alfons X. von Kastilien hatten wenig Erfolg, doch gab Ottokar schließlich erst klein bei, als König Rudolf mit einem Heer in Österreich einzog. Vor Wien empfing er am 25. November 1276 seine Erblande Böhmen und Mähren als Lehen, auf alle übrigen Gebiete, also alle Neuerwerbungen, musste er verzichten.

Den Verlust seines Lebenswerkes konnte Ottokar sichtlich nicht mehr verkraften. Er hatte es zu größerer Macht als alle übrigen Reichsfürsten und besonders auch als die Könige des Interregnums gebracht. So mag es nicht verwundern, dass Ottokar entgegen aller Vernunft nochmals die Kontroverse mit Rudolf suchte. Im Jahr 1278 fiel Ottokar in der Schlacht bei Dürnkrut und Jedenspeigen; er wurde auf der Flucht von steirischen Adeligen getötet.

Der Aufstieg und Fall Ottokars wurde im Laufe der Jahrhunderte zum Mythos: als Kampf zwischen dem König und dem „kleinen Schweizer Grafen“. Noch im 19. Jahrhundert schrieb

der österreichische „Nationaldichter“ Frank Grillparzer darüber sein Drama „König Ottokars Glück und Ende“.

Querschnitt: Die nicht-babenbergischen Gebiete des heutigen Österreich im Vergleich

Als die Bezeichnung *Ostarrîchi* im Jahr 996, also zum Beginn der Babenbergerherrschaft in unserem Raum, zum ersten Mal urkundlich auftrat, war damit ein vermutlich eng umrissenes Gebiet im Gebiet des heutigen Mostviertels (Niederösterreich) in der Gegend von Neuhofen an der Ybbs gemeint. Parallel zur Ausdehnung der Babenberger bezeichnete „Österreich“ in der Folge die babenbergische Markgrafschaft im heutigen Niederösterreich. Ab dem späten 12. Jahrhundert gehörte dazu auch der Zentralraum des heutigen Oberösterreich, allerdings ohne das Innviertel und Traunviertel. Man unterschied schon in den zeitgenössischen Quellen zwischen „Österreich ob der Enns“ und „Österreich unter der Enns“.

Alle anderen Gebiete im heutigen Österreich fallen keineswegs unter die Bezeichnung „Österreich“. Durch die so genannte Georgenberger Handfeste von 1186 war zwischen den Herzogen von Österreich und der Steiermark eine gegenseitige Erbfolge beschlossen und von den Adeligen beider Länder unter bestimmten Bedingungen gut geheißen worden; 1192 fiel schließlich die Steiermark an die Babenberger. Aber es hätte jeden steirischen Adeligen in höchste Empörung versetzt, wenn man ihn nun als „Österreicher“ angesprochen hätte. Ebenso fielen Kärnten und Tirol erst im 14. Jahrhundert an die Habsburger und erlebten bis dahin von Österreich völlig unabhängige Entwicklungen.

Wir müssen daher im Mittelalter und selbst in der Neuzeit stets von den „babenbergischen Ländern“ (bzw. später von den „habsburgischen Ländern“) oder den „Ländern auf dem Gebiet des heutigen Österreich“ sprechen, um genau zu sein. Denn das Innviertel gehörte bis 1779 zu Bayern – ein Umstand, der heute noch an vielen Details spürbar, etwa an den vielen kleinen Brauereien –, das Burgenland gar bis 1919/21 zu Ungarn. Salzburg wiederum war als Erzbistum ein geistliches Fürstentum unter der Herrschaft des Erzbischofs – bis 1803 und kam erst 1816 zum neu geschaffenen Kaiserreich Österreich. Mozart war somit streng genommen kein Österreicher, sondern Salzburger, und das bedeutete noch im 18. Jahrhundert einen wichtigen Unterschied. „Österreich“ bezeichnet somit historisch gesehen vor dem 19. Jahrhundert die Gebiete, die heute noch „Österreich“ im Namen tragen, also Ober- und Niederösterreich einschließlich des Bundeslands Wien, denn Wien war stets die Hauptstadt Niederösterreichs und wurde erst nach dem Ersten Weltkrieg zu einem eigenen Bundesland.

Das älteste Herzogtum auf österreichischem Boden entstand schon 976 in Kärnten, im Jahr der Belehnung der Babenberger mit der Markgrafschaft Österreich. Allerdings wurde die Macht der Kärntner Herzöge durch die zerstückelte Struktur des Herzogtums und durch zahlreiche auswärtige Fürsten stark eingeschränkt, die auf dem Gebiet des heutigen Kärnten ausgedehnte Besitzungen hatten: Der Norden Kärntens um die Stadt Friesach mit ihrer bedeutenden Münzstätte gehörte zum Erzbistum Salzburg, die Stadt Villach und ihr Umland dem Bischof von Bamberg. Kirchlich unterstand ganz Kärnten nördlich der Drau dem Erzbischof von Salzburg, der zur besseren Administrierung zwei Eigenbistümer in Gurk und Lavant (im Ostkärntner Lavanttal gelegen) errichtete; Südkärnten hingegen wurde vom Patriarchat von Aquileia (bei Grado an der nördlichen Adria gelegen) verwaltet. Das Geschlecht der Eppensteiner regierte bis 1122; bei ihrem Aussterben fiel das Gebiet um Murau an die Steiermark. Die Eppensteiner wurden von den aus Bayern stammenden Spanheimern beerbt, die die Herzogswürde bis 1268 innehatten. Durch einen Erbvertrag setzte sich im Jahr 1268 Ottokar II. Přemysl von Böhmen durch, der den jüngeren Bruder des bis dahin regierenden Herzogs Ulrich von Spanheim, Philipp, ausspielen konnte; Philipp, der damals das Amt des Erzbischofs von Salzburg bekleidete, wurde von Ottokar auf das Patriarchat von Aquileia, eine Art Sondererzbistum, das auf die Spätantike zurückgeht, abgeschoben. Nach der Niederlage Ottokars gegen Rudolf von Habsburg belehnte der König die Grafen von Görz (heute Gorizia, eine Grenzstadt zwischen Italien und Slowenien) mit Kärnten.

Die Steiermark wuchs ebenfalls erst langsam aus weit verstreuten Gebieten zusammen: Das Stammland der so genannten Traungauer Grafen lag um die Stadt Steyr und entlang der Enns im östlichen Traunviertel; im frühen 12. Jahrhundert kamen die Obersteiermark, der Grazer Raum, die heute in Slowenien liegende Untersteiermark sowie die Grafschaft Pitten im Semmering- und Wechsel-Bereich dazu. Im Zuge des neuerlichen Konflikts zwischen Staufern und Welfen im Jahr 1180, der zur völligen Entmachtung des Welfen Heinrich des Löwen als Herzog von Bayern führte, wurde die Steiermark zum Herzogtum erhoben, doch konnte sich Herzog Otakar IV., der letzte der Traungauer, auch Otakare genannt, wegen seiner unheilbaren Hautkrankheit nur mehr kurz seiner neuen Machtposition erfreuen. Im Jahr 1192 fiel die Steiermark gemäß der Georgenberger Handfeste an die Babenberger.

Nach dem Aussterben der Babenberger waren die steirischen Adligen tunlichst darauf bedacht, ihre angestammten Rechte zu bewahren. Sie schlugen sich daher zunächst auf die Seite des Markgrafen Hermann IV. von Baden, der durch seine Hochzeit mit der Babenbergerin kurzzeitig als Herzog in Österreich und der Steiermark den Babenbergern nachgefolgt war. Nach dessen frühen Tod im Jahr 1250 erlangte König Béla IV. von Ungarn die Herrschaft

über die Steiermark, nach dessen Niederlage in der Schlacht von Kroissenbrunn gegen Otto-
kar II. von Böhmen (1260) konnten die steirischen Adelige den Böhmenkönig nicht mehr
verhindern. Dennoch gelang es ihnen, durch die Wahl eines Landeshauptmanns die Interessen
des Ritteradels entschieden wahrzunehmen. Im Jahr 1282 schließlich wurden die beiden
Habsburgersöhne Albrecht I. und Rudolf II. von ihrem Vater Rudolf I. auch mit der Steier-
mark belehnt.

Salzburg wurde 798 zum Erzbistum erhoben und stand somit an der Spitze der bayerischen
Kirche. Durch Landschenkungen und Stiftungen an die Salzburger Erzbischöfe und das mit
ihnen verbundene Kloster St. Peter zu Salzburg entstand im Laufe der Jahrhunderte ein Herr-
schaftskomplex, der in etwa dem heutigen Land Salzburg entsprach, noch erweitert um den
äußersten Osten Tirols (die Bezirke Kitzbühel und Kufstein bis zum Zillertal), den so genann-
ten Rupertiwinkel, heute in Bayern liegende Gebiete westlich der Stadt Salzburg, sowie in
Kärnten die Stadt Friesach mit ihrer Münzstätte. Der Erzbischof von Salzburg regierte sowohl
als geistlicher als auch als weltlicher Herr, wobei er die Blutgerichtsbarkeit an weltliche Ade-
lige abgab, die ihm somit als Vögte dienten. Durch die konsequente Parteinahme für die
päpstliche Seite im Investiturstreit wurde das Erzbistum Salzburg wiederholt zum Ziel kaiser-
licher Angriffe; bis heute zeugen einige an markanten Stellen errichtete Burgen – etwa Ho-
hensalzburg und Hohenwerfen – von der Wehrhaftigkeit der Salzburger Erzbischöfe: Der
Reichtum des Landes Salzburg war in erster Linie auf der Salzproduktion in Bad Reichenhall
und Hallein begründet, es wurde über die Salzach, den Inn und die Donau bis nach Osteuropa
verschifft.

Tirol bildete schon im frühen und hohen Mittelalter ein wichtiges Passland mit den niedrigs-
ten Alpenübergängen überhaupt. Die Herrschaftszentren wurden zunächst von zwei Bischofs-
sitzen gebildet, die heute außerhalb Österreichs liegen: Brixen und Trient. Den Bischöfen von
Trient und Brixen unterstanden als halbfreie Dienstmannen (Ministeriale) zahlreiche niedere
Adelige, die mit ihren zahlreichen Burgen noch heute das Landschaftsbild vor allem in Südti-
rol prägen. Eines dieser Adelsgeschlechter waren die Grafen von Tirol, benannt nach Schloss
Tirol am Rande der Stadt Meran. Sie stiegen als Vögte, die für die Bischöfe von Trient die
Blutgerichtsbarkeit ausübten, rasch auf und übernahmen im 12. Jahrhundert schließlich weit-
gehend die weltliche Macht. Dieser Umstand lässt sich auch daran ablesen, dass der Name
ihres Stammsitzes schließlich auf das ganze Land übertragen wurde.

Zwischen 1253 und 1258 übernahmen die Grafen von Görz die Macht in Tirol, nachdem die
Grafen von Tirol im Mannesstamm ausgestorben waren. Graf Meinhard III. von Görz war mit
Adelheid von Tirol verheiratet und konnte so seine Erbansprüche geltend machen. Sein Sohn

und Nachfolger, Graf Meinhard II. von Tirol (als Graf von Görz Meinhard IV., ab 1286 als Herzog von Kärnten Meinhard I.) baute die Herrschaft nicht nur aus, sondern konnte auch den Aufbau zu einem einigermaßen homogenen Land vorantreiben, nicht zuletzt durch den Aufbau einer für damalige Verhältnisse mustergültigen Verwaltung. Dennoch waren die drei Herrschaftskomplexe für einen einzigen Herrscher zu groß und vor allem zu weit auseinanderliegend, sodass es 1267/71 zur Teilung kam. Die so genannten Görzer Meinhardiner behielten bis zu ihrem Aussterben im Jahr 1500 den Stammsitz Görz, während die Tiroler Meinhardiner bis zu ihrem Aussterben im Mannesstamm über Tirol und Kärnten regierten.

Das heutige Bundesland Vorarlberg bildete im 13. Jahrhundert noch keine Einheit und stand unter anderem unter der Herrschaft der Grafen von Montfort, die wiederum in mehrere Linien zersplittert waren. Erst im 14. und 15. Jahrhundert kam es langsam zu einer Landwerdung, als die Habsburger jenseits des Arlbergs kleinere Gebiete erbten oder aufkauften.

Das Burgenland gehörte bis zum Ende des Ersten Weltkriegs zu Ungarn. Es war in kleinere Grafschaften, die so genannten Gespanschaften, aufgeteilt: Ödenburg (Sopron), Wieselburg (Moson), Eisenburg (Vasvár). Da diese drei Hauptorte alle „-burg“ im Namen tragen, entschloss man sich 1919/21, das neue österreichische Bundesland „Burgenland“ zu nennen, obwohl keine dieser drei Städte heute auf österreichischem Gebiet liegen. Schon im Mittelalter versuchten freilich einzelne österreichische und steirische Adelige, in dem zweisprachigen Gebiet Fuß zu fassen, doch blieben die Erfolge dabei bescheiden.

Die Habsburger in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts

Mit der Niederlage Ottokars II. von Böhmen hatten die Přemysliden endgültig ihren Anspruch auf Herzogtümer Österreich und Steiermark verwirkt; die Nachkommen Ottokars mussten sich daher wieder mit den Stammländern Böhmen und Mähren begnügen. Rudolf von Habsburg dürfte schon vor der entscheidenden Schlacht bei Dürnkrut und Jedenspeigen geplant haben, die einstigen babenbergischen Lehen für seine Familie zu gewinnen. Anders ist es nicht zu erklären, dass sich Rudolf für vier Jahre, von 1277 bis 1281 durchgehend in Wien aufhielt und seinen älteren Sohn Albrecht I. 1281 schließlich als Statthalter für die beiden vakanten Herzogtümer einsetzte. Ende des Jahres 1282 belehnte Rudolf von Habsburg seine beiden Söhne Albrecht I. und Rudolf II. gemeinsam mit Österreich und der Steiermark. Mit diesem Zeitpunkt beginnt die Herrschaft der Habsburger in Österreich, die 636 Jahre bis 1918 andauerte.

Die Habsburger hatten zwar einerseits zumeist das Glück, relativ viele Kinder zu haben, so dass sie nie ausstarben, andererseits kam es deswegen immer wieder zu Streitigkeiten. Entweder wurden die Söhne einer Generation „zu gesamter Hand“ belehnt, d. h. sie regierten alle gemeinsam, oder man einigte sich, die habsburgischen Besitzungen aufzuteilen oder dem ältesten Sohn wurden ungeteilt alle Herrschaftsrechte übertragen. Alle drei Varianten hatten ihre Vor- und Nachteile, sodass die Habsburger immer wieder zwischen der einen oder anderen Form variierten. Die Belehnung Albrechts I. und Rudolfs II. zu gesamter Hand wurde beispielsweise schon gut ein halbes Jahr nach ihrer Einführung abgeändert. In der so genannten Rheinfeldener Hausordnung sicherte sich Albrecht I. die alleinigen Herrschaftsrechte gegenüber seinem jüngeren Bruder.

Albrecht I. erwies sich bald als ausgesprochen ehrgeiziger und bei der Verfolgung seiner Ziele bisweilen skrupelloser Herrscher. Sukzessive baute er seine Macht gegenüber dem Adel aus, etwa indem er die in der Georgenberger Handfeste verbrieften Rechte des steirischen Adels einfach nicht anerkannte. Allerdings schaffte er es nicht, die Kurfürsten auf seine Seite zu bringen und unterlag 1291 in der Königswahl um die Nachfolge seines Vaters Rudolf I. gegenüber seinem Konkurrenten Adolf von Nassau. Der Konflikt zwischen den beiden Thronanwärtern wurde durch die Wahl allerdings nicht entschieden: Albrecht wurde von seinen Anhängern zum Gegenkönig gewählt. Schließlich kam es 1298 zur Entscheidungsschlacht, in der sich Albrecht durchsetzte; Adolf von Nassau fiel in der Schlacht.

Die ausgeprägte Herrschsucht brachte Albrecht im gesamten Reich mehr Feinde als Freunde ein. Besonders in der Schweiz machte sich sein Statthalter, der Vogt Wilhelm Geßler, äußerst unbeliebt und provozierte dadurch einen Freiheitskampf der Schweizer Bauern. Schon 1291 hatten sich einige inneralpine Kantone zur Schweizer Eidgenossenschaft zusammengeschlossen und sahen die Habsburger als ihre Hauptfeinde und Fremdherrscher an. In dieser Zeit soll der Sage nach auch Wilhelm Tell als Bauernführer hervorgetreten sein, der schließlich von den habsburgischen Machthabern gezwungen wurde, seinem Sohn einen Apfel mit der Armbrust vom Kopf zu schießen. Allerdings weiß man heute mit weitgehender Sicherheit, dass es sich bei Wilhelm Tell um keine historische Persönlichkeit handelt, sondern einer im 15. Jahrhundert erstmals beim Schweizer Chronisten Ägidius Tschudi bezeugte Sagengestalt.

Selbst in der eigenen Familie stieß Albrecht I. auf Feindseligkeiten: Der Sohn seines jüngeren Bruders Rudolf II., Johann Parricida, beanspruchte die seinem Vater entzogene Mitregentschaft. Als Albrecht I. keinerlei Anstalten zeigte, seine Macht zu teilen, lauerte ihm Johann Parricida mit einigen Gefährten auf und ermordete ihn im Jahr 1308. Auch wenn sich die Trauer über den Tod Albrechts I. im Reich in Grenzen gehalten haben dürfte, so hatte Johann

Parricida eine Tat vollbracht, die die Gesellschaft in keiner Weise akzeptieren konnte. Johann Parricida lebte vermutlich noch bis 1313 geächtet „in den Wäldern“.

Die Nachfolge Albrechts I. in den habsburgischen Erbländern war durch die zahlreichen Nachkommen nicht gefährdet; schon zu Lebzeiten Albrechts wurden sie mit Österreich, der Steiermark, den schon habsburgischen Teilen Krains (im heutigen Slowenien), mit der so genannten Windischen Mark (im südlichen Slowenien), dem Gebiet von Portenau-Pordenone (nördlich von Venedig) sowie den so genannten Vorlanden (Streubesitz in Südwestdeutschland) belehnt. Freilich waren sie alle noch nicht in dem Alter, um als König im Heiligen Römischen Reich nachzufolgen, sodass sich die Kurfürsten für den bayerischen Wittelsbacher Heinrich VII. (1308-1313) entschieden. Nach dessen frühen Tod versuchten die Habsburger erneut die Königswürde zu erlangen. In der Pattstellung zwischen dem Wittelsbacher Ludwig dem Bayern (1314-1346) und Friedrich von Habsburg kam es zu einer Doppelwahl, wobei Ludwig die besseren Karten besaß. Für den Großteil der Fürsten galt Friedrich als unrechtmäßiger Gegenkönig. Schließlich kam es zu einer militärischen Auseinandersetzung: 1322 trafen bei Mühldorf am Inn im heutigen Bayern die Heere Ludwigs und Friedrichs aufeinander; in einer der letzten großen Ritterschlachten wurde Friedrich besiegt und gefangen genommen. Ludwig erklärte die Wahl Friedrichs zum (Gegen-)König für null und nichtig, ja es kam sogar zu einer Aussöhnung zwischen den beiden Kontrahenten. Im Gegensatz zum Thronstreit zwischen Albrecht I. und Adolf von Nassau hatte jetzt freilich die antihabsburgische Seite die Oberhand behalten; die Habsburger mussten in der Folge mehr als ein Jahrhundert warten, bis sie wieder zu Königen des Heiligen Römischen Reiches gewählt wurden.

Dennoch kam es im Laufe des 14. Jahrhunderts zu einem kontinuierlichen Aufstieg der Habsburger, nicht zuletzt durch den Erwerb weiterer Länder. Im Jahr 1335 starb die Dynastie der Meinhardiner (auch Grafen von Görz genannt) in der Tirol-Kärntner Linie im Mannesstamm aus. Schon zu Lebzeiten des letzten männlichen Vertreters, Heinrich von Kärnten, hatte der Wittelsbacher-Kaiser Ludwig der Bayer (1314-1346) bestimmt, dass Heinrichs Besitzungen aufgeteilt werden sollten: Kärnten und Krain solle an die Habsburger fallen, während er Tirol selbst als Reichslehen einzog. Er hatte zwar ursprünglich verlautbaren lassen, dass Heinrichs Tochter Margarete (mit dem Beinamen „Maultasch“) und ihr Gemahl in Tirol nachfolgen sollten; doch nur unter der Bedingung, dass er als Kaiser die Ehe billige. Da aber Margarete im Jahr 1330 den Luxemburger Johann Heinrich von Böhmen ohne Zustimmung Kaiser Ludwigs geheiratet hatte – im Alter von 11 bzw. 7 Jahren –, war diese Zusage betreffend Margaretes Nachfolge wirkungslos geworden. Nichtsdestotrotz konnten sich Margarete Maul-

tasch und Johann Heinrich von Böhmen in Tirol halten, nicht zuletzt durch die Unterstützung von Johann Heinrichs Bruder Karl, dem späteren Kaiser Karl IV. (1346-1378).

Als 1335 der Erbfall eintrat, konnten die Habsburger durch den Erwerb Kärntens und Krains ihren Herrschaftsbereich bis fast an die Adria ausdehnen und eine Landbrücke zwischen den angestammten Besitzungen in Österreich bzw. der Steiermark und ihren schon bestehenden Besitzungen im südlichen Slowenien herstellen. Die Einsetzungszeremonie des Habsburgers Otto als Herzog von Kärnten ist beim Chronisten Johann von Viktring genau überliefert. Demnach wurde er Otto zunächst von einem freien Bauern, der auf dem so genannten Fürstenstein, einer umgedrehten antiken Säulenbasis, saß, einem „Hearing“ in slawischer Sprache unterzogen; dieser Umstand deutet darauf hin, dass im späten Mittelalter weite Teile Kärntens nach wie vor zumindest gemischtsprachig waren. Otto musste bestätigen, dass er ein gerechter Richter, freien Standes und ein aufrechter Christ sei, und darlegen, mit welchem Recht er den Fürstenstein beanspruche. Dann erst überließ der Bauer dem Herzog den Stein, der somit vom Land Besitz ergriff; schließlich folgte die feierliche Inthronisation als Herzog von Kärnten.

Das 14. Jahrhundert als Katastrophenzeit

Durch den frühen Tod Herzog Ottos blieb von den zahlreichen Kindern Albrechts I. nur mehr Albrecht II. (gest. 1358) übrig, doch stand seine Herrschaft unter dem Einfluss zahlreicher großer Naturkatastrophen und Seuchen, durch die das gesamte soziale Gefüge in Österreich bzw. in ganz Europa umgestürzt wurde.

Bis etwa 1300 war die Bevölkerung im heutigen Österreich, aber auch ganz allgemein in Europa, stark angestiegen. In Österreich und der Steiermark kamen im ländlichen Bereich durchschnittlich etwa drei Höfe auf einen Quadratkilometer. Insgesamt wohnten in Wien und Niederösterreich um 1250 vermutlich um 350.000 Menschen, in Tirol etwa 40.000. Um 1300 gab es auf heute österreichischen Gebiet insgesamt 71 Städte und 131 Märkte, davon neun Städte und 32 Märkte im heutigen Oberösterreich. Im 14. Jahrhundert verlangsamte sich dieses Wachstum durch die Katastrophen merklich: Zwar stieg die Zahl der Märkte im heutigen Österreich bis zum Jahr 1400 auf 238 an, die der Märkte in Oberösterreich auf 56, doch blieb die Zahl der Städte fast konstant.

In den Jahren 1347 bis 1352 wütete in fast ganz Europa die Pest. Sie war von Kaufleuten aus der am Schwarzen Meer liegenden Stadt Kaffa eingeschleppt worden und erreichte zunächst die italienischen Hafenstädte Genua und Venedig. Ab dem Frühjahr 1348 erreichte sie in mehreren Wellen auch das heutige Österreich. In Wien starb etwa ein Drittel der Bevölkerung

an der Seuche: Nach den zeitgenössischen Quellen waren in der Stadt durchschnittlich zwischen 480 und 720 Opfer pro Tag zu beklagen, an manchen Tagen bis zu 960; freilich dürften die Zahlen deutlich zu hoch gegriffen sein. Auch in Salzburg waren zahlreiche Tote zu beklagen.

Nach vorsichtigen Schätzungen verloren damals 30% der Bevölkerung ihr Leben – zum Vergleich: Im Zweiten Weltkrieg starben „nur“ 5% der Menschen in Europa. In manchen Gebieten wurden sogar zwei Drittel der Bevölkerung dahingerafft. Nur wenige Regionen in Europa blieben völlig verschont, etwa das heutige Belgien, Gebiete in Zentralfrankreich und die Stadt Nürnberg. Manche Städte konnten beispielsweise ihre alte wirtschaftliche Stärke nie mehr erreichen, Großprojekte wie Kirchenbauten blieben unvollendet (Kirchen ohne Kirchtürme). Bauern fanden in manchen Gebieten keinen Absatz mehr für ihre Waren, wohingegen in anderen Gebieten eher die Bauern umgekommen waren und niemand mehr die Felder bebaute. Das gesamte Wirtschaftssystem musste daher neu geordnet und wieder aufgebaut werden. Es verwundert daher nicht, dass gerade die verschonten Gebiete im späten 14. Jahrhundert eine wirtschaftliche Führungsposition erlangten.

Da die Übertragungsmechanismen der Pest vorerst noch unbekannt blieben, machte sich unter der Bevölkerung und auch unter den Gelehrten eine allgemeine Ratlosigkeit breit. Vielerorts wurde die Pest als Strafe Gottes und als Vorzeichen für das jüngste Gericht gedeutet. Daher war es notwendig umzukehren und Buße zu tun. In vielen Teilen Europas und auch im heutigen Österreich formierten sich Geißlerzüge. Dabei zogen Menschen in großen Gruppen durch die Lande und geißelten sich selbst unter Gebeten und religiösen Liedern. Nachdem die Geißler zunächst von der Bevölkerung positiv aufgenommen worden waren, zeigten sich rasch die Schattenseiten der Bewegung: Unter die Betenden mischten sich Kriminelle und nutzten den Zug, um in die Städte eindringen zu können; außerdem brachten gerade die Geißler die Pest in neue Gebiete. Schließlich beauftragte Papst Clemens VI. die Theologen auf der Pariser Sorbonne-Universität, ein Gutachten über die Rechtmäßigkeit der Geißlerbewegung zu erstellen. Da dieses negativ ausfiel, wurden die Geißler von der Kirche verboten; rasch brach die Bewegung in sich zusammen.

Die Schuld für die Einschleppung der Pest wurde in hohem Maße den Juden angelastet; zudem hätten sie auch die Brunnen vergiftet. Sie wurden daher aus vielen Städten vertrieben und zum Teil ermordet; teils gingen diese Pogrome von der Bevölkerung selbst aus, teils wurden sie von den Obrigkeiten inszeniert. Daran änderte auch eine Urkunde von Papst Clemens VI. nichts, in der diesem Vorwurf vehement widersprochen wurde. Für den heute österreichischen Raum sind Pogrome vor allem in Vorarlberg, Kärnten, Salzburg und Niederöster-

reich belegt. Allgemein verschlechterte sich die Lage der Juden in Österreich seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zusehends, bis es schließlich in den Jahren 1420/21 zu den größten Judenpogromen in Österreich kam, die von Herzog Albrecht V. selbst legitimiert worden waren.

Am 25. Jänner des Jahres 1348 kam es zudem im Raum Villach und in Friaul zu einem gewaltigen Erdbeben, das eine Intensität von 9 bis 10 nach Mercalli-Sieberg aufwies, d. h. es verursachte schwerste Gebäudeschäden und allgemeine Panik unter der Bevölkerung. Durch den Vergleich mit dem fast identisch verlaufenen Erdbeben in Friaul im Jahr 1976 und durch die ausnahmsweise exzellente Quellenlage lässt sich der Verlauf des Erdbebens recht gut rekonstruieren.

Das Beben, das in ganz Oberitalien, im heutigen Österreich, aber auch in Bayern, Böhmen, Ungarn und im heutigen Slowenien wahrgenommen wurde, begann am 25. Jänner am mittleren Nachmittag und dauerte etwa zwei Minuten, wie aus einer Bemerkung des Johannes von Parma, eines Domherrn in Trient, hervorgeht. Er hätte in dieser Zeit bedächtig drei Vater Unser und drei Ave Maria beten können. Schon in den Tagen davor und mehrere Wochen danach wurden zahlreiche kleinere Beben registriert. In Villach wüteten zudem vom Beben verursachte Brände. Durch das Hauptbeben kam es auch zu einem gewaltigen Bergsturz am Dobratsch, durch den die Gail zwischen Arnoldstein und Villach aufgestaut wurde. Mehrere Dörfer und auch die Stadt Villach wurden von der Flutwelle erfasst und zum Teil völlig zerstört.

Dazu kamen noch einige weitere Katastrophen: Im Jahr 1342 kam es im Westalpenraum zu den größten Überschwemmungen des gesamten Mittelalters, die auch den Westen des heutigen Österreich in Mitleidenschaft zogen. Ab 1338 zogen in mehreren Wellen Heuschreckenschwärme quer durch Europa und hinterließen eine Spur der Verwüstung; sie vernichteten die Ernte oft zur Gänze und waren somit für Hungersnöte verantwortlich. In Oberzeiring bei Judenburg in der Steiermark wurde der lukrative Silberbergbau durch einen massiven Wassereinbruch jäh zerstört. Zahlreiche Bergleute fanden bei der Katastrophe den Tod.

Eine erste kulturelle Blütezeit: Die Herrschaft Rudolfs IV. des Stifters

Von den Söhnen Herzog Albrechts II. trat bei dessen Tod im Jahr 1358 zunächst nur dessen ältester Sohn Rudolf IV. mit dem Beinamen „der Stifter“ (1358-1365) die Herrschaft an, da die jüngeren Brüder noch Kinder waren. Rudolf war schon in jungen Jahren mit der Tochter

des damals regierenden Kaisers, des Luxemburgers Karl IV. (1346-1378) verheiratet worden. Sein Schwiegervater avancierte in der Folge schnell zum Vorbild.

In Wien errichtete Rudolf nach dem Vorbild seines Schwiegervaters Karl IV. eine Universität (1365); es ist dies die zweitälteste deutschsprachige Universität überhaupt – nach der von Karl im Jahr 1348 gegründeten Universität in Prag – und die älteste, die bis heute als deutschsprachige Universität besteht. Ebenso nahm Rudolf der Stifter den Weiterbau des Stephansdoms in Angriff. Dieser war noch in spätbabenbergischer Zeit in romanischem Stil begonnen worden; jetzt wurde er in gotischem Stil fortgesetzt, doch dauerte die Fertigstellung noch bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Andererseits versuchte Rudolf IV. durch das sogenannte *Privilegium maius* (1358/59), einem Bündel von großteils gefälschten Urkunden, die hervorragende Abstammung und Stellung der Habsburger zu betonen. Die Habsburger waren nämlich bei der endgültigen Festlegung der sieben Kurfürsten in der „Goldenen Bulle“ (1356) übergangen worden. Das *Privilegium maius* enthielt insgesamt fünf Fälschungen, davon eine die aus dem (echten) *Privilegium minus* von 1156 fabriziert war, sowie eine weitere, die auf das Jahr 1058 datiert war und angebliche Urkunden zur Begünstigung Österreichs durch Julius Caesar und den römischen Kaiser Nero enthielt. Letztere Urkunde wurde allerdings am Hof Karls IV. vom italienischen Gelehrten Francesco Petrarca als Fälschung erkannt, sodass das *Privilegium maius* (vorerst) wirkungslos blieb. Erst ein Jahrhundert später wurde es vom Habsburgerkaiser Friedrich III. (1440-1453) als echt anerkannt. Die Herzöge von Österreich wurden damit mit weiteren Sonderrechten ausgestattet und nannten sich in der Folge „Erzherzöge“ von Österreich und der Steiermark.

In die Regierungszeit Rudolfs des Stifters fällt auch der Erwerb Tirols im Jahr 1363: Gegen die Interessen von Kaiser Ludwig dem Bayern (1314-1346) aus dem Haus der bayerischen Wittelsbacher konnte sich die letzte Meinhardinerin Margarete Maultasch in Tirol gemeinsam mit ihrem Gatten Johann Heinrich von Böhmen halten, weil sie auf die Unterstützung der Tiroler Adligen und Bürger bauen konnte. Allerdings war ihre in Kinderjahren geschlossene Ehe keineswegs glücklich, da ihr Gemahl in einer infantilen Sexualität verharrt geblieben sein dürfte. Margarete Maultasch beantragte daher die Annullierung der Ehe, weil diese nie vollzogen worden sei. Als sich dieser Prozess in die Länge zog, verstieß sie Johann Heinrich einfach, indem sie ihm nicht mehr Zugang zu Schloss Tirol gewährte, und heiratete Ludwig von Brandenburg, den Sohn Kaiser Ludwigs des Deutschen. Margarete Maultasch und Ludwig wurden auf Intervention des verstoßenen Johann Heinrich gebannt, d.h. aus der Kirche ausgeschlossen, was aber de facto ohne Wirkung blieb. Erst Jahre später, als Johann Heinrich selbst nach einer neuen strebte, wurde die Ehe annulliert, der Bann über Margarete Maultasch und

ihren Gatten Ludwig von Brandenburg blieb aber bestehen. Immerhin konnten die beiden erreichen, dass ihr Sohn Meinhard III. als legitimer und voll erbberechtigter Nachkomme anerkannt wurde. Als Ludwig von Brandenburg im Jahr 1361 überraschend starb, folgte der 17-jährige Meinhard III. nach, wobei aber Margarete Maultasch vehement versuchte, selbst zu regieren. Der junge Regent von Tirol starb schon in Jänner 1363 im Alter von jungen Jahren, wobei schon bald Gerüchte auftauchten, dass Margarete Maultasch sowohl beim Tod ihres zweiten Mannes als auch ihres Sohnes die Hand im Spiel gehabt habe. Offensichtlich dürfte aber der schlechte Gesundheitszustand Meinhards III. zumindest in gut informierten Kreisen bekannt gewesen sein, denn Herzog Rudolf IV. von Österreich befand sich zum Zeitpunkt von Meinhards Ableben wohl nicht ganz zufällig auf dem Weg nach Tirol. Auf Schloss Tirol traf Rudolf IV. mit Margarete Maultasch zusammen und erlangte von ihr die Zusage, dass ihm das Land Tirol überschrieben werde. Um den Tiroler Adel vor vollendete Tatsachen zu stellen, wurde das Schriftstück schon auf das Jahr 1359 vordatiert. Obwohl unter den Tiroler Adeligen Zweifel an der Rechtmäßigkeit der angeblich 1359 unterzeichneten Herrschaftsübergabe laut wurden, zog Rudolf IV. erfolgreich in Tirol ein und ließ sich von den Adeligen und den Bürgern der Städte huldigen. Durch sein offensives Handeln war er sowohl den Wittelsbachern als auch die Luxemburgern zuvorgekommen; beide hätten eigentlich die näheren Verwandtschaftsverhältnisse zu Margarete Maultasch gehabt – durch Margaretes ersten Gemahl Johann Heinrich von Böhmen, einen Luxemburger, bzw. den zweiten Gemahl Ludwig von Brandenburg, einen Wittelsbacher.

Die Habsburger zwischen Teilungen und gemeinsamer Herrschaft

Noch zu Lebzeiten Rudolfs IV. waren dessen jüngere Brüder Albrecht III. und Leopold III. ebenfalls ins Herzogtum nachgerückt. Gemeinsam herrschten sie über alle habsburgischen Länder. Im Jahr 1364 wurde in einer Hausordnung vereinbart, dass die habsburgischen Länder für alle Zeiten unteilbar seien. Nach Rudolfs IV. frühem Tod regierten Albrecht III. (1364/65-1393) und Leopold III. (1364/70-1386) zunächst gemeinsam, doch rangen sie sich schließlich 1379 im Vertrag von Neuberg an der Mürz (Steiermark) zu einer Teilung durch. Albrecht III. und seine Nachfolger, die so genannte Albertinische Linie, sollte die Herrschaft in Österreich ob und unter der Enns (Ober- und Niederösterreich) antreten, während Leopold III. und seine Kinder, die Leopoldinische Linie Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol und die Vorlande erhalten sollten. Wieder einmal hatte sich die Undurchführbarkeit einer Regierung „zu gesamter Hand“ als undurchführbar erwiesen.

Die Albertinische Linie hatte in der Folgezeit kein Problem mehr, was Erbteilungen betraf, da immer genau ein Erbe zur Verfügung stand: 1395 folgte auf Albrecht III. sein Sohn Albrecht IV. (1395-1404), auf diesen wiederum im Jahr 1404 dessen einziger Sohn Albrecht V. (1404-1439), wobei dieser bei seinem Herrschaftsantritt gerade sieben Jahre alt war. Albrecht V. avancierte durch die Heirat mit der Luxemburgerin Elisabeth, der Tochter Kaiser Sigismunds (1410-1437) auch zu dessen Nachfolger als König des Heiligen Römischen Reiches (1438-1439 als König Albrecht II.) sowie als König von Böhmen und Ungarn. Sein früher Tod machte diese Machtkonzentration freilich wieder bald zunichte.

Ihre größte Kraftprobe hatte die Albertinische Linie schon bald nach dem Teilungsvertrag von Neuberg an der Mürz zu bestehen: Neben den Wallseern waren die aus Bayern stammenden Schaunberger das wohl mächtigste Adelsgeschlecht in Oberösterreich. Sie hatten sich von der Schaunburg bei Eferding aus im Laufe der Zeit einen ihnen unterstehenden Gerichtssprengel geschaffen, der von der Donau bis zum Attersee reichte. Seit dem 14. Jahrhundert führten sie den Grafentitel und leiteten davon ab, direkt dem Kaiser des Reiches und nicht den Herzögen von Österreich oder Bayern zu unterstehen. In den 80er-Jahren des 14. Jahrhunderts entwickelte sich dieser Streit zwischen den Schaunbergern und Herzog Albrecht III. von Österreich zu einer blutigen Fehde, in der die Schaunberger unterlagen. Allerdings wurden in diesem lang andauernden Bürgerkrieg große Gebiete des heutigen Oberösterreich schwer in Mitleidenschaft gezogen, unter anderem die Stadt Linz.

In der Leopoldinischen Linie hingegen setzte sich die Frage nach Belehnung zu gesamter Hand oder nach Teilung auch in der nächsten Generation fort. Zunächst wurde im Hollenburger Vertrag von 1395 der Besitz auf die beiden älteren Söhne Wilhelm (1386/95-1406) und Leopold IV. (1395-1411) aufgeteilt: Wilhelm erhielt die Steiermark, Kärnten und Krain, das so genannte „Innerösterreich“, während Leopold IV. in Zukunft mit Tirol und den Vorlanden, dem so genannten „Vorderösterreich“, Vorlieb nehmen musste. 1402 bzw. 1406 wurden auch die beiden jüngeren Söhne in diese Teilung einbezogen: Ernst mit dem Beinamen „der Eiserne“ wurde Mitregent in Innerösterreich (1402-1424), Friedrich IV. in Vorderösterreich (1406-1439). Durch den frühen Tod der älteren beiden Brüder übernahmen die jüngeren, Ernst und Friedrich, bald allein die Herrschaft in ihren Ländereien.

Ernst der Eiserne konnte seine Macht in der Steiermark, in Kärnten und in der Krain weitgehend konsolidieren. Zudem hatte er mit Friedrich V., dem späteren Kaiser Friedrich III., und Albrecht VI. die Nachfolge gesichert. Die Habsburger in Tirol gingen im 15. Jahrhundert eigene Wege. Während Friedrich IV. wenig Gespür für eine Gewinn bringende Wirtschaftspolitik besaß und daher von der Bevölkerung den Beinamen „Friedel mit den leeren Taschen“

bekam, ging sein Sohn und Nachfolger Sigismund der Münzreiche daran, die Silbervorkommen bei Schwaz in Tirol systematisch abzubauen und in Hall zu Münzen zu prägen. Seinen großen Reichtum dokumentierte er, indem er die Residenzstadt Innsbruck förderte und ausbaute; das „Goldene Dachl“, ein Prunkerker zu repräsentativen Zwecken, wurde allerdings erst im Jahr 1500 von Kaiser Maximilian I. vollendet.

Längsschnitt: Kulturelle „Highlights“ im früh- und hochmittelalterlichen Österreich

Karl der Große ging in den 70er und 80er Jahren des 8. Jahrhunderts daran, das Bildungsgut der Spätantike zu sammeln. Er berief deswegen die bedeutendsten Gelehrten der damaligen Zeit aus ganz Europa an seinen Hof nach Aachen. Einer der wichtigsten Berater Karls war der Angelsachse Alkuin (Alchwine, 736-804), der seine Ausbildung im nordenglischen Doppelkloster Wearmouth und Jarrow erhielt. Salzburg bildete ein Zentrum, in dem schon früh die Karolingische Minuskel geschrieben wurde. Maßgeblich für die Einführung dieser neuen Schrift war nicht zuletzt Bischof Arn(o) (785-821), ab 798 der erste Erzbischof von Salzburg, der zuvor als Abt des wichtigen nordfranzösischen Klosters Saint-Amand gewirkt hatte und Schreiber von dort nach Salzburg mitnahm.

Auch aus dem südostdeutsch-österreichischen Raum existieren einige sehr frühe Beispiele der Karolingischen Minuskel, beispielsweise die Aufschriften auf den Pulten der Evangelisten im Codex Millenarius aus Kremsmünster (um 810/820) oder der sogenannte Psalter von Montpellier, eine Ende des 8. Jahrhunderts teilweise in Mondsee entstandene Handschrift. Auch abseits der Buchmalerei wurde Kremsmünster zu einem Zentrum der vorkarolingischen und karolingischen Kunst, nicht zuletzt durch den weitgehend einzigartigen Tassilokelch, den der Bayernherzog Tassilo dem Kloster bei seiner Gründung im Jahr 777 gestiftet haben dürfte.

Aus der Zeit vor dem 12. Jahrhundert sind hingegen nur sehr wenige Bauwerke erhalten, ein Umstand, der vermutlich in erster Linie auf die Ungarneinfälle und auf die Bürgerkriege zur Zeit des Investiturstreits zurückzuführen ist. Eine Ausnahme bildet dabei die Martinskirche in Linz, die in spätgotifingischer bzw. frühkarolingischer Zeit als Rundkirche entstand und in späteren Jahrhunderten mehrfach umgebaut wurde.

Mit dem 12. Jahrhundert setzte sich auch in Österreich der Baustil der Romanik durch, der in Westeuropa schon ein Jahrhundert zuvor entstanden war. Kirchen in diesem Stil stellen gleichsam mächtige „Gottesburgen“ dar, die man vor allem an den Rundbögen bei Portalen und Fenstern erkennt. In Österreich sind freilich weniger die großen Domkirchen als vielmehr kleine Landkapellen und einige Klosteranlagen im romanischen Stil erhalten. Der riesige ro-

manische Dom von Salzburg musste in der frühen Barockzeit dem heutigen Bau weichen; der Stephansdom in Wien wurde zwar im frühen 13. Jahrhundert im romanischen Stil begonnen (das so genannte „Riesentor“), doch erst im 14. und 15. Jahrhundert im gotischen Stil vollendet; allein der Dom von Wiener Neustadt ist hauptsächlich in romanischem Stil errichtet. Besonders die im 12. Jahrhundert gegründeten Klöster weisen bis heute romanische Teile auf, doch sind sie durch spätere Zubauten erst bei genauerem Hinsehen zu entdecken. Beispiele auf heute österreichischem Gebiet sind die Klöster Lambach, Nonnberg in Salzburg, Ossiach, Millstatt und Gurk in Kärnten, Göss bei Leoben in der Steiermark sowie in Niederösterreich Heiligenkreuz, Zwettl, Lilienfeld und Geras. Zudem wurden gerade im heutigen Niederösterreich runde oder achteckige Beinhäuser, so genannte Karner, errichtet, die ebenfalls zumeist aus romanischer Zeit stammen (z. B. Bad Deutsch-Altenburg, Tulln, Mödling und Pulkau). Häufig waren die romanischen Kirchen mit Fresken geschmückt, also Wandgemälde, die auf dem noch nassen Kalk gemalt sind. Die bekanntesten romanischen Fresken in Oberösterreich sind die in der Stiftskirche von Lambach, weitere finden sich etwa im Kloster Nonnberg zu Salzburg, in Pürgg in der Obersteiermark, in Friesach und Gurk in Kärnten sowie in der Nikolauskirche bei Matrei in Osttirol.

Im Bereich der Ritter und ihrer Burgen entwickelte sich eine eigene höfische Kultur. Turniere hatten dabei vor allem die Funktion eines elitären Sports. Die Schaukämpfe waren oft lebensgefährlich, aber auch ein gesellschaftliches Ereignis. Wappen dienten zur Kennzeichnung der Ritter, weil durch die Ritterrüstung mit ihren Vollvisierhelmen auch das Gesicht weitgehend verborgen blieb. Insgesamt gehören diese Turniere aber eher ins Spätmittelalter, als die Ritter ihre wichtige Position in der Gesellschaft und im Krieg verloren; die Ritterturniere bildeten gleichsam eine Erinnerung an die „goldene Zeit“ des Rittertums.

Sänger unterhielten mit Liedern über ritterliche Heldentaten und Liebesabenteuer die Rittergesellschaft. Der Minnesang zur Verehrung einer hochgestellten Dame wurde gleichsam zum Markenzeichen der höfischen Kultur. Auch aus dem österreichischen Raum stammen einige der wichtigsten Minnesänger, allen voran der nach neueren Forschungen in Niederösterreich und nicht in Südtirol geborene Walther von der Vogelweide (ca. 1170-1230). Er entstammte vermutlich aus der halbfreien Ministerialenschicht und musste daher Zeit seines Lebens um Anerkennung und Wohlstand kämpfen, obwohl er schon unter seinen Zeitgenossen herausragte. Das einzige nichtliterarische Zeugnis zu seinem Leben passt genau in dieses Bild: 1203 erhielt Walther von der Vogelweide als „Honorar“ vom Passauer Bischof Wolfger von Erla einen Wintermantel. Um 1220 dürfte Walther zudem von Kaiser Friedrich II. mit einem kleinen Landgut belehnt worden sein.

Eine Generation nach Walther von der Vogelweide erlangte der steirische Ministeriale Ulrich von Liechtenstein (ca. 1200-1275/77) überregionale Bekanntheit. Er schrieb nicht nur Minnelieder, sondern auch ein minnetheoretisches „Frauenbuch“ sowie den im höfischen Milieu angesiedelten Roman „Frauendienst, der romanhafte und autobiografische Züge in sich vereinigt. Ulrich schaffte es als Parteigänger des letzten Babenbergers Friedrich II. des Streitbaren, schließlich zum Landeshauptmann der Steiermark aufzusteigen.

Aus der späten Babenbergerzeit stammt auch eines der wichtigsten höfischen Epen überhaupt, das Nibelungenlied, das um 1200 vielleicht im Melker Raum niedergeschrieben wurde. In der Heldengeschichte um Siegfried, Kriemhild und den Zug zum Hunnenkönig Etzel vermischen sich historische Elemente aus unterschiedlichen Zeiten: Siegfrieds Wurzeln dürften auf den germanischen Cheruskerfürsten Arminius zurückgehen, der mit ursprünglichem Namen Segifredus geheißen haben dürfte und den Römern kurz vor Christi Geburt eine vernichtende Niederlage im Teutoburger Wald zugefügt hatte. Der Hunnenkönig Etzel ist niemand anderer als der Mitte des 5. Jahrhunderts wirkende Hunnenkönig Attila, der die Burgunder vernichtend besiegte. Brünhild geht auf eine merowingische Königin namens Brunichildis zurück, das Vorbild für den wichtigen Bischof Pilgrim von Passau lebte im späten 10. Jahrhundert; der Zug entlang der Donau nach Osten vereinigt Elemente der Awarenkriege Karls des Großen und des Zuges bayerischer Adelige gegen die Ungarn, der im Jahr 907 mit einer vernichtenden Niederlage bei Pressburg endete.